It. sing. 1436 e (2

Freiherr v. H[illegible]man
Surenburg
Riesenbeck (Westf.)

D 6
114
Ac 277

Johanna Schopenhauer's

Reise

durch

das südliche Frankreich.

Zweiter Band.

Reise
von
Paris
durch
das südliche Frankreich
bis
Chamouny.

Von
Johanna Schopenhauer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

MAX FREIHERR VON ZUYDWYK HEIDEN
MÜNCHEN
A|51|148

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nismes.

Unser Weg führte uns zuerst nach Nismes, durch ein wahrhaft gelobtes Land. Üppig grünt und blüht die ganze Natur, nirgends ist ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken; und mitten in dieser Herrlichkeit liegt das Städtchen Lunel, im Kranze seiner Weinberge, deren Nektar, so wie wir ihn hier an der Urquelle vom besten Gewächs erhielten, allen Blumenduft und allen Honig dieses herrlichen Landes in sich vereinigt.

Noch bei guter Tageszeit langten wir in Nismes an und stiegen an der Esplanade im Hotel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt ist traurig, eng und dunkel, aber die von schönen Alleen durchschnittnen Vorstädte sind um so freundlicher, voll hübscher, moderner Häuser, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größtentheils englischen Familien bewohnt werden.

Die vielen römischen Alterthümer, welche diese Stadt vor allen andern außer Italien belegnen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum erstenmale bedeutende Überreste jenes Volkes zu erblicken, das einst mit mächtigem Scepter die Welt beherrschte und jetzt im Wechsel der Zeiten so tief gesunken ist. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater und fanden diese durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, steht dunkel und ehrwürdig das kolossale Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammen

gethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt, seit vielen Jahrhunderten, bloß durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, siebzehntausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten länglich runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eignes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifalle der gedankenlosen Menge freudig blutend opferten, dort treiben jetzt funfzig Familien in kleinen schmuzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Trit-

ten schauerlich wiederhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühn, zwischen zerfallnen Capitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unsrer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünf und sech=

zig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erstandne Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem Dorischen sich nähernden Styl erbaut; der ganze untre Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechzig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die, gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohl erhalten da; und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die, beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise

überall reich verziert: denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und andern architektonischem Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechzig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundert und zwanzig hervorragende Kragsteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zwei und dreißig, sich übereinander allmählig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge

leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, so man in Kunstkabinetten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Überreste des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen seyn muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zwei und dreißig Reihen über einander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiednen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf

das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangnen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. Die Erbauung dieses Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforscher dem Antoninus Pius zugeschrieben. So hätten denn diese Mauern siebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechsel der Zeiten widerstanden.

Einen ganz verschiednen Eindruck von dem, welchen das Amphitheater auf uns machte, gab uns der Anblick des schönen, den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Namen la Maison quarrée allbekannt ist. Dort ergriff uns nicht nur staunende Bewunderung, sondern auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die

reinste Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunstwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerst, daß die höchste Harmonie architektonischer Verhältnisse eben so seelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen der bildenden Kunst im engern Sinne dieses Wortes. Wie vor dem Apoll von Belvedere, hätten wir auch hier vor diesem Tempel Stunden lang zu verweilen gewünscht, um uns an den schlanken Säulen, ihren schönen Capitälern, der ganz einfachen edeln Schönheit dieses Tempels mit immer neuer Freude zu ergötzen. Im Morgenlicht, im Abendroth, in der wechselnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenscheine hätten wir ihn sehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch sind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt. Aber das wahrhaft Schöne ist ein vom Himmel Stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühsam erlernten Gelehrsamkeit; wie die Sonne erfreut, erwärmt, beglückt es ohne Ausnahme alle, die es nur recht betrachten.

Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblicke ganz, der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit so reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderschöne kannelirte korinthische Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäler dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Sechs von diesen Säulen bilden die Fasade des Tempels, indem sie das vorspringende Fronton desselben unterstützen; vier Säulen stehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels in abgemeßner Entfernung vertheilt; ein schmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, ist zwischen ihnen und den innern Mauern gelassen.

Das innere Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erst an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände desselben schmücken; dadurch entsteht unter den, das Fronton tragenden sechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offne Halle vor dem Eingang in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf, jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel ist bald zur Kapelle, bald zum Magazine, bald gar zu einem Büreau mißbraucht worden, jetzt ist er verschlossen und man benutzt ihn zu unsrer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freie Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht. Ungern wandten wir uns endlich von ihm ab und gingen durch eine breite Allee, in deren Mitte sich ein schöner, mit Quadersteinen eingefaßter Kanal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieser Garten, mit dem die Einwohner von Nismes sich nicht wenig wissen, ist, wie alle ächt-

französische Gärten, so angelegt, daß man ihn und die vollkommne Symmetrie aller seiner Theile mit einem Blicke fast ganz umfassen kann. Er eignet sich deshalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergange nach französischer Sitte und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als solcher benutzt. Oben am äußersten Ende dieses Gartens strömt eine sehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Um diese Quelle zu fassen, wurden Nachgrabungen angestellt, bei welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter römischer Bäder stieß. Dies alte Gemäuer benutzte man beim neuen Bau wieder als Grundlage, ging aber dabei ganz von der frühern Einrichtung ab und jede Spur derselben ist verschwunden. Einige treue Copien der antiken Ornamente sind zwar hin und wieder angebracht, sie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effect, indem sie zu grell gegen die Geschmacklosigkeit desselben abstechen. An die Stelle der alten Bäder ist jetzt ein sehr großes Wasserbassin getreten, nebst einigen kleinern, welche etwas tiefer

liegen. Alles ist mit Terrassen, Treppen, Balustraden und ähnlichem Schmucke dermaßen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodischer, von einem Konfectbäcker verfertigter Tafel-Auffsatz aussieht; doch nimmt es sich in einiger Entfernung wenigstens reich aus. In der Mitte des großen Bassins erhebt sich ein gewaltig hohes Piedestal, die Ornamente davon sind genau nach der Antike copirt, und zum Kontraste mit diesen steht eine sehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demselben, ganz im Geschmack des Bernini gearbeitet. Vier geschwollne, dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der sehr massiven Balustrade, welche dieses Wasserbassin rings umgibt, und in diesem Geschmack ist das ganze, ein gewiß sehr kostspieliges Werk, eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas so durchaus Widersprechendes in der Nähe der herrlichsten antiken Vorbilder entstehen konnte, läßt sich nur aus der, den Franzosen eignen Art von Kunstsinn erklären.

Ein antiker, halb verfallner Tempel, in einem abgelegnen Winkel des nämlichen Gartens, läßt

jene moderne Schnörkelei nur um so widerwärtiger erscheinen. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus dessen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein, mehrern Göttern geweihtes Pantheon war. Die Außenseite dieses Tempels ist sehr zerstört, abgebrochne Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs stehen und liegen in trauriger Verwüstung umher. Beim Eintritt in das Innre desselben bemächtigte sich unsrer ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieser alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern ist wenig Ganzes mehr zu sehen, doch diese Trümmer erstehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernst sie betrachtet. Ein Bild von dem, was sie waren, umschwebt unsern Geist, ergänzt das Zerstörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderschöne Rosetten und andre höchst elegante Ornamente von der feinsten Bildhauerarbeit schmücken den noch wohlerhaltnen Theil derselben. Sechzehn herrliche Säulen trugen dies Gewölbe;

ein zierlich gearbeiteter Fries lief über sie hin. Nur vier dieser Säulen stehen, dem Eingange gegenüber, noch wohl erhalten vor der Nische, welche dem Bilde der vornehmsten Gottheit dieses Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Nischen und eine an jeder Seite des Eingangs zum Tempel; alle sind zum Theil noch wie die Decke mit Bildhauerarbeit geschmückt; auch von dem schönen Fries über den Säulen erblickt man hie und da noch Fragmente. Ein dunkler, gewölbter Gang umgibt das Innre des Tempels von beiden Seiten und hat neben der Nische der Hauptgottheit zwei in denselben führende Thüren. Diese innern heiligen Gänge betraten wahrscheinlich nur die Priester und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Mosaik, wildes Gesträuch wächst jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beschattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer von Säulenschäften, Capitälern, Friesen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt

man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurms auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmal alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrscht haben sollen; aber der Augenschein lehrt, daß er von den Römern im Dorischen Styl erbaut ward. Aus den Trümmern ist es sichtbar, daß er sich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob und unten viel breiter als oben war. Er ist zu verfallen, um noch als Werk der Baukunst Eindruck zu machen, aber sein Daseyn auf der Stelle, wo er steht, trägt zur romantischen Schönheit der Gegend unbeschreiblich viel bei.

Nismes wimmelt noch von andern Überbleibseln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektonischer Verzierungen deuten auf das ehemalige Daseyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stößt man auf Spuren davon. Ein

Tempel des Augustus stand wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Isis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Daseyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren ist noch eines einigermaßen erhalten, wenn gleich durch mancherlei Neuerungen entstellt. Was muß diese enge, schmuzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes gewesen seyn? wie groß, wie herrlich! wie verschieden von der Gegenwart! Adler, halbverloschene Inschriften, Basreliefs, Überbleibsel herrlicher Säulen sieht man in allen Straßen, ihrem alten Standort entrissen, ohne Zweck und Geschmack bald hie bald da, oft verkehrt, eingemauert zum Nothbehelf, weil sie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Mosaik wurden bei verschiednen Anlässen wieder zu Tage gefördert. Einige von ihnen sind ins Ausland verkauft, die mehresten zerstörte aus höchst nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus

dieser Franzosen, die sich für das gebildetste Volk der Erde halten, gewöhnlich weil es den Eigenern lästig ward, sie den Fremden zu zeigen. Zwei von diesen Fußböden sind indessen noch vollkommen erhalten. Den einen davon sahen wir in einem Tuchladen, und die Besitzer desselben waren so gefällig, ihn unsertwegen mit einem nassen Tuche überfahren zu lassen. In diesem verklärten Zustande erschienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem sehr hübschen Muster zusammengesetzt ist, ungefähr wie ein schöner englischer Teppich. Noch vorzüglicher ist der zweite in einem Garten der Stadt; seine Farben sind noch lebhafter, eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zusammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Stein; Abbildungen von Vögeln, Fischen und einer römischen Galeere zieren die Ecken desselben; mehrere verschlungene, aus schwarzen und weißen Steinen zusammengesetzte Kreise bilden ein höchst zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte desselben. Man kann in dieser Art nichts Hübscheres sehen, aber

es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler Herr Buchet eine sehr interessante Sammlung zusammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir sahen bei ihm eine Menge antiker Lampen, zwei darunter von Bronze, die andern von Thon, zum Theil sehr schön geformt und mit kleinen Basreliefs geschmückt. Auch besitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damenschmuck, viele Aschenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig sind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit, vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die sich uns aber bald entgegendrängte. In der Mitte eines großen freien Platzes sahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen sitzen, sie spannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Kokon entwickelten Fäden glänzten in ursprünglicher Schön-

heit wie reines Gold. Diese von der unsrigen so ganz verschiedne, wirklich antike Art zu spinnen, und das schöne Material, so diese Frauen verarbeiteten, reizten uns, ihnen neugierig näher zu treten; da schalten sie uns aus in ihrer uns unverständlichen Sprache und glaubten, wir wollten sie necken, weil sie sich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten spinnen sehen. Etwas beschämt gingen wir weiter; ein Geräusch in einem Hause erinnerte uns aufs neue an unsre Modernität; wir standen vor einer der vielen hiesigen Fabriken, in welcher seidne Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir sahen dem Wesen eine Weile zu und dachten dabei an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwei Dinge, die er nie würde begreifen, nämlich wie die Gobelintapeten verfertigt werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes und nahmen einen Umweg von etwa drei Stunden, um den Pont du Gard zu besuchen; den Rest des Tages und die Nacht gedachten wir,

in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten dieses Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unsrer dort wartete, hätte uns auch für die mühseligste Reise überschwenglich reich belohnt.

In der tiefsten Einsamkeit einer wildromantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten, so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquädukt zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit.

Wir sahen drei Reihen übereinander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toscanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Über diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von sechs und dreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr einhundert vier und vierzig Fuß hoch, die untere kürzeste Bogenreihe, fünfhundert Fuß lang,

die obere längste über achthundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einigermaßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden, pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume, und den über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch schön ist der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenseits des Aquäducts liegende stille grünende Thal. Hohe waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie sie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe heilige Stille.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geist der Zeit auf den unseligen Einfall, den Aquäduct als Brücke über den Gardon

für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing zu diesem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Brustwehren versehene Vertiefungen in die alten Steine hinein zu arbeiten. Zum Glücke zeigte es sich bei Zeiten, daß diese ökonomische Anstalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach sich ziehen würde, der Plan davon ward also aufgegeben und das schon Verdorbene so gut als möglich wieder hergestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, sie lehnt sich an die erste Reihe der Bogen und ist in ihrer Art recht zweckmäßig und schön, verschwindet aber so ganz gegen die alte Pracht, daß man sie kaum bemerkt.

Beaucaire.

Dankbar priesen wir das Andenken des hoffentlich schon lange seligen Agrippa, dessen Aquä-

duct uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hierher brachte; er führte uns durch Gegenden, denen wir auf dem geraden Wege nimmer begegnet wären, und die zu den schönsten anmuthigsten Erinnerungen dieser ganzen Reise gehören. Zuerst fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchströmt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählig erhebt sich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer steilen Felsenwand, neben der breiten wildbrausenden Rhone hin, aus deren silbernen Fluten sich blüthenbekränzte Inseln erheben. Vom entgegengesetzten Ufer dufteten blumige Wiesen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten, malerischen Kronen und himmelanstrebende Cypressen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilschnell jagte der Strom eine Welle über die andre, der eben sehr heftig gewordne Wind kräuselte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen und bekränzte sie schneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken schienen. Die

untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geschmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finster und drohend vom Gipfel eines der malerischen Felsen herabschaute, als zürne sie dem jungen frischen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire und eilten so schnell als möglich durch die engsten dunkelsten Straßen, so wir je sahen, ans Ufer der Rhone, um dort auf der Schiffsbrücke nach Tarascon hinüber zu fahren. Denn zwischen den himmelhohen Häusern von Beaucaire war uns zu Muth, als seyen wir plötzlich aus dem Paradiese in ein dunkles Gefängniß versetzt.

Da standen wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stroms, zählten die Fensterscheiben in Tarascon und konnten nicht hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffsbrücke gerissen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends sie anzu-

ketten, war bei diesem Sturme unmöglich, die Rhone schlug Wellen wie das aufgeregte Meer, kein Schiffer wollte sich hinauswagen, und jede Hoffnung, in einem Nachen überzufahren, verschwand, je länger wir dem Toben zusahen.

Nach langem Deliberiren beschlossen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß die klügste Partie, die wir ergriffen, denn sie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gasthof im Orte gezeigt ward, sah so abschreckend aus, daß wir, immer zögernd, auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entschließen konnten, diese dunkle Schwelle zu überschreiten.

Während wir so rathschlagten, hatte sich aber unser Bediente ganz in der Stille aufs Recognosciren gelegt und glücklich am andern Ende der Stadt ein Hôtel des quatre Rois entdeckt. Triumphirend kam er zurück, da wir eben in die dunkle Behausung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde so enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unserm Wagen ein

paar Häuser an beiden Seiten mitzunehmen, bis zu seinen vier Königen, welche uns, im Vergleich mit jenem Neste, wie ein Feenpalast vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, welche, gleich uns, hier wider Willen Rasttag halten mußten. Wir fluchten nicht, sondern waren sehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche lustige Scene, ehe wir alles erhielten, was wir bedurften, denn außer der Messe halten sich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf so starken Zuspruch nicht eingerichtet. Beim Abendessen belustigte uns seine Angst über unsern guten Appetit, weil er auf den Abhub unsrer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Gesellschaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die französische Höflichkeit sichtbar mit dieser Angst; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt ins Herz, das sahen wir deutlich, während er uns immer beim Serviren seine Freude darüber ausdrückte, daß wir seine Kochkunst nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu besehen, der Sturm hielt an, und die Brücke konnte aufs früheste erst gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallne Häuser, ist aber so öde und menschenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Pest gestorben. Nirgends erblickten wir eine Spur von thätiger Industrie, kaum hie und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Messe im Julius einbringt. Dann vermiethen sie jeden Winkel ihrer Häuser, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, sogar die steinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preise, und kriechen mit ihren Familien in die elendesten Dachkammern. In dieser Zeit kaufen sie auch alles, was sie das ganze Jahr über brauchen, sogar Schuh und Kleider lassen sie sich von den Fremden verfertigen; denn so wie der Tumult vorbei ist, kehren alle zur vollkommensten Unthätigkeit

zurück und niemand mag die Nadel oder den Pfriemen führen. Sie haben ein solches innres Grauen vor aller Arbeit, daß sie sich kaum entschließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein, denn sie wissen, daß sie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen so viel erwerben können, als sie brauchen, um sich nothdürftig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erscheint. Und höher gehen ihre Wünsche nicht.

Wie es also während des größten Theils des Jahres in Beaucaire aussieht, ist leicht zu ermessen; aber kommt der Julius herbei, dann gewinnt das düstre, abgestorbne Nest eine gar andre Gestalt. Aus allen französischen Provinzen, aus der Schweiz und den sie begrenzenden deutschen Ländern, von der spanischen und italienischen Meeresküste eilen viele tausend Fremde herbei. Die eigentliche Stadt wird zu klein, alle zu fassen, und eine zweite, aus breternen Hütten, wird dicht vor dem Thor auf einer Wiese erbaut, die aber

auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; sogar eine Capelle, vor welcher der größte Theil der Gemeine, während die Messe gelesen wird, weithin im Freien knieen muß, weil bei weitem nicht alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre festen, angewiesenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nämlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wiese herrscht dieselbe Einrichtung. Da stehen in langen Reihen die Marseiller mit ihrer Seife und ihren Korallen, die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Wassern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte, als Feigen, Datteln, Rosinen verkauft, man erzählte uns sogar von einer langen Straße, in der man nichts sieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die so künstlich aufgethürmt werden, daß es den Anschein gewinnt, als wären Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauspiele aller Art, vom Trauerspiel an bis zur Hundecomödie herab, finden ebenfalls auf der Wiese ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Messe zum Marktplatze. Große Flosse, beladen mit Brennholz und Balken, mit Faßdauben, Reifen und mit Böttchern, welche bereit sind, daraus sogleich Fässer zu fertigen, bilden schwimmende Inseln. Bunt gemalte genuesische Feluken, spanische Pinken, Schaluppen aus Marseille kommen über Meer die Rhone herauf. Nachen aus Bordeaux benutzen den Kanal, unzählige Barken aus Lyon, aus der Schweiz kommen die Rhone herunter, alle legen sich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strome vor Anker; ihre Eigner hausen in diesen ihren mitgebrachten Wohnungen, haben ihre Magazine, ihre Aushängeschilder dort und betreiben ihren Handel eben so gut, als wären sie auf dem festen Lande.

Außer Kaufleuten versammeln sich auch fast alle andre Stände während dieser Zeit in Beaucaire und finden Beschäftigung und reichlichen Erwerb, Handwerker, Künstler, Ärzte, Apotheker, Advokaten sogar; wären die Philosophen in Frankreich so häufig als in Deutschland, auch sie wür-

den kommen, um der Menschheit mit ihrem Lichte zu dienen. Daß es an allem Trosse, der gewöhnlich die Märkte besucht, dort auch nicht fehle, versteht sich von selbst; ganze Horden Beutelschneider, Spieler und ähnlichen Volkes ziehen bei Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geschrien, gesungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durcheinander, wie beim Thurmbau zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luftig gekleideten Katalonier bis zum polnischen Juden, bilden das bunteste Schauspiel. So währt der Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilschen den ganzen Tag. Abends wird Ruhe; die Menge verliert sich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffeehäusern bis zur Nacht. Dann versammelt sich wieder alles auf den Tanzplätzen; jede Landsmannschaft hat ihren eignen Ort, wo sie beim Schalle der vaterländischen Musik die Tänze ihres Landes aufführt. Den lustigsten Anblick sollen die Katalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre Nationaltänze ganz unter sich, ohne

Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche sie singen, indem sie sich mit Castagnetten dazu accompagniren.

Der Handelsverkehr dieser Messe ist nicht minder groß als der Lärm dabei. Sehr bedeutende Summen werden umgesetzt und alle nur erdenkliche Waaren sind zu haben, vom bedeutenden Kunstwerk an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult, dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chausseen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, schließen ihre Häuser und Zimmer zu und kehren mit vollen Taschen zurück zu ihrem gewöhnlichen Hamsterleben, bis der nächste Julius sie wieder aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, sollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir diesen ganzen ungeheuren Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beschreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge, dunkle Local betrachteten, so freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu seyn,

und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieses rege Leben mitten im Süden einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am besten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinschweben könnte, um alles zu sehen, ohne die Püffe, die Taschendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müssen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergestellt; wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß. Wir wählten weislich auch die letztere Art: denn der Mistral tobte noch immer, die Wellen brachen sich gegen die krachenden, schwankenden Kähne der Schiffsbrücke, die kein Geländer hat. Bei solchem Sturm ist die Fahrt darüber nicht ohne Gefahr; schon oft wurden mit vier Pferden bespannte Wa-

gen auf derselben vom Winde umgeworfen und in die Rhone geweht. Der unbeschreiblich reißende wilde Strom hat zwischen Tarascon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein steinerner Damm, der einzige Überrest einer altrömischen Brücke an diesem Orte, bildet ungefähr in der Mitte desselben eine Insel. An diese stützt sich die erste Hälfte der jetzigen Schiffsbrücke; die zweite geht dann in schiefer Richtung zum andern Ufer, so daß die ganze Brücke einen ziemlich spitzen Winkel bildet, um den Wellen besser zu widerstehen, die dennoch sehr oft, so wie am vorigen Tage, die Ketten sprengen, welche die Kähne verbinden, und dann diese weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felsen erbaute große Schloß von Tarascon und ein ähnliches dicht an Beaucaire, gewähren von der Brücke aus eine sehr malerische Aussicht; bei stillem Wetter muß der Anblick der, nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene und der ewig wildrollenden Rhone entzückend seyn.

Obgleich beide Städte nur wie eine aussehen, so ist der Unterschied zwischen ihnen dennoch sehr groß. So wie wir das Ufer von Tarascon betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt ist weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getraidehandel verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den Bewohnern, während ihre Nachbarn jenseit des Wassers in Trägheit und daraus entstehende Armuth versinken. Sonst war Tarascon der Sitz provençalischer Chevalerie und Poesie; König René gab hier oft Turniere und hielt seinen Liebeshof, dessen Schiller gedenkt:

Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Gesange des Volks, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feste zurück; aber der alles belebende Geist ist entwichen,

und das Volk weiß nicht mehr, was es thut, indem es dem Beispiele der Väter folgt, die es auch nicht besser wußten.

Noch bei guter Tageszeit erreichten wir St. Remi und sahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin seitwärts liegen, deren blendend weiße Häupter mit den grünenden Frühlingsgefilden um uns her sehr reizend contrastirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der sonst eine bedeutende römische Pflanzstadt war, ziehen sich Küchengärten wohl eine Stunde weit ins Land hinein. Bei keinem Ort im südlichen Frankreich bemerkten wir noch so viel Gemüsebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben stehen in dicht gedrängten Reihen am Abhange der Hügel; und alles zeugt vom Fleiße der Bewohner und dem innern Reichthume des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Überreste altrömischer Denkmäler bewahrt. Schon von ferne sahen wir sie am Fuße hoher zackiger Felsen, die hier im Halbkreise ein

sehr wildes pittoreskes Thal umschließen; düster stehen sie auf einer Anhöhe wie in ewiger Trauer mitten im blühendsten Leben.

Wir näherten uns zuerst einem großen prächtigen Grabmale, das aber dennoch nicht den Namen des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergessenheit entreißt: denn keine Spur einer Inschrift ist daran zu entdecken. Es besteht aus drei Stockwerken oder Abtheilungen; das untere, mit Pilastern an allen vier Ecken geschmückte, trägt das ganze, höchst elegante Gebäude und dient ihm gleichsam zum Piedestal. Ziemlich gut erhaltne Basreliefs bilden die Seitenwände desselben; drei davon stellen Gefechte zu Pferde und zu Fuß vor, wahrscheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten ist ein großer Triumphzug abgebildet; ein schönes Gesims, aus Laub, Masken und Genien zusammengesetzt, zieht sich oben darum her.

Den zweiten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes schmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit korinthischen Capitälern; große offne Bo-

gen zwischen denselben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zusammengesetzter Fries läuft oben darum her; zwei geflügelte Sirenen sind in der Mitte dieses Frieses abgebildet. Über ihn erheben sich sechs ebenfalls kannelirte Säulen mit korinthischen Capitälern, die das Ganze krönen; sie stehen im Kreise und tragen eine Kuppel, so, daß sie wie ein kleiner Tempel anzusehen sind. Zwei in der Mitte desselben befindliche Statuen sind leider bis zum Unkenntlichen verstümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bei aller anscheinenden Leichtigkeit einen höchst imposanten Eindruck, der durch die tiefe Einsamkeit des Ortes und den, wenige Schritte davon sich erhebenden Triumphbogen noch erhöht wird.

Leider ist dieser sehr verfallen und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmal ruht, vielleicht seinem Sieger; gewiß aber haben beide in dieser Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht sehr großen Bogen, dessen inneres Gewölbe mit Rosetten, Trauben,

Laubgewinden und Ölzweigen von Bildhauerarbeit sehr reich und geschmackvoll verziert ist. Die Pilaster, welche den Bogen tragen, sind dorischer Ordnung. Von außen stehen an jeder Seite desselben zwei kannelirte Säulen und zwischen diesen zwei aus der Wand hervorspringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten, kaum konnten wir noch entdecken, daß sie gebundne Krieger vorstellen. Auch durch diesen Bogen ist der Blick auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd schön: denn jede Aussicht gewinnt bekanntlich sehr, wenn man sie so vom Ganzen abgeschnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet; und hier ist die Natur überschwenglich reich.

Der Mistral trieb uns leider früher, als wir wollten, in den Wagen zurück. Allmählig ward die Gegend, durch die wir nun kamen, so traurig öde, daß wir die Provence gar nicht wieder erkannten. So weit das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelsen; der Weg, auf dem es sich indessen doch sehr bequem hinrollt, ist in sie eingehauen.

Das Städchen Orgon, wo wir die Pferde wechselten, hat die traurigste Lage, die sich nur denken läßt, auf dem Gipfel eines solchen öden Felsens, wo kein Baum schattet, kein Grashalm dem dürren Boden entspringt und jede Spur des grünenden lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verschwunden ist. Nur das mächtigste Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menschen an diese traurige Wüste zu fesseln, während ihnen das herrlichste Land so nahe liegt.

Mit wenig Abwechselung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit sich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beschlossen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gasthof, vor welchem der Wagen hielt, sah ziemlich freundlich aus; das sehr verblichne Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländischer Kleidung, darunter stand mit großen Buchstaben: A la belle Suédoise. Wir stiegen aus, und auch das Innre des Hauses war zwar ärm-

lich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in diesem Lande zu finden längst nicht mehr erwarteten. Wir waren wirklich im Hause einer Schwedin, eigentlich einer Stralsunderin. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, schlich unsre Wirthin die Treppe zu uns herauf, hocherfreut, einmal deutsch sprechen zu können, was sie indessen ziemlich verlernt hatte, um uns ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken. In Schwedisch-Pommern, meinte sie, sey doch ein ganz ander Leben als hier in der Provence; dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menschen, hier wären alle schlecht, falsch, böse und Kartoffeln wüchsen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen sie sich gar nichts machte. Im siebenjährigen Kriege war sie einem jetzt lange verstorbnen Franzosen hieher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde seines Gasthofs erhoben und die, ihrer Versicherung nach damals sehr wahre Inschrift darunter gesetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der schwedischen Schönheit, die, neubelebt durch

den Besuch von Landsleuten, sich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schicksal herum, vom Gestade des baltischen Meers bis in den glühenden Süden! Und was ist das Ende von dem allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordischen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwei Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend sehr angenehm, viele hundert artige, blendend weiße Landhäuser liegen zerstreut umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller südlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume sahen wir noch nirgends von so üppigem Wuchse; hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Malerisches; übrigens aber fehlt es durchaus an großen schattenden Bäumen, die Sonne brennt und im Sommer

erhält das ganze Land ein ödes vertrocknetes Ansehen.

Aix ist eine bedeutende Stadt. Am Cours, eine der schönsten Straßen, die wir jemals sahen, stehen zu beiden Seiten palastähnliche Häuser in langen Reihen und drei, durch vierfache Reihen schöner Lindenbäume gebildete, breite Alleen erinnerten uns hier auf das lebhafteste an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend; und drei herrliche Springbrunnen in der mittelsten Allee erfrischen mit freundlichem Geplätscher die Luft. Das Wasser im mittelsten dieser Brunnen ist heiß und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauch als solches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuschreibt? konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andre, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden bestimmten Hauses fanden wir indessen nicht nur sehr unelegant, sondern sogar wider-

wärtig schmuzig und schlecht. Die Badezimmer sind dunkle, unangenehme Winkel; das Wasser läuft darin aus einem Krahn in die sehr abschreckend aussehenden kleinen Badewannen; es ist sehr heiß, doch lange nicht so, als der Sprudel in Karlsbad. In Aix läßt man das Wasser nur kurze Zeit stehen, ehe man darin badet; in Karlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden ehe es dazu nur einigermaßen genugsam abkühlt.

Den Cours und noch ein paar hübsche Straßen ausgenommen, ist der übrige Theil von Aix winklig und dunkel; und die darin vorherrschende Unreinlichkeit übersteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen schöne große Gebäude, aber zwischen ihnen auch die jämmerlichsten Hütten; es ist, als ob die Häuser nicht recht in Reihe und Glied ständen, überall scheint etwas zu fehlen; und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten sagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours sind alle Gebäude an Größe und Pracht einander gleich. Man nennt überhaupt in der ganzen Provence und den mehresten großen Städ-

ten des südlichen Frankreichs die schönste Straße Cours; sie ist mit Bäumen besetzt und das, was die Italiener unter dem Namen Corso verstehen.

Die schönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix sind die größte Zierde dieser Stadt. Der Überfluß an frischem, kühlem Wasser, welchen sie gewähren, ist unter diesem heißen Himmelsstrich eine unschätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenspiel und einem künstlichen Uhrwerk, welches die Einwohner als eine ganz besondre Merkwürdigkeit betrachten. In Deutschland und in Holland findet man deren unzählige, auch hatte dies Uhrwerk das Schicksal fast aller dieser Art, es ist verdorben, und der Thürmer setzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus, die der ursprünglichen Einrichtung nach zur rechten Zeit von selbst hinaus und herein spazieren müßte.

Der sehr weite ansehnliche Place de la Justice gewährt einen ganz sonderbaren Anblick: denn der Bau eines großen, der ausübenden Ge-

rechtigkeit gewidmeten Gebäudes in dessen Mitte, war eben so weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen sollte, als er unterbrochen ward, und wie man glaubt, auf immer. Nun ist der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdischen Kerker, Gänge und Keller nehmen sich wunderlich aus, wenn man von oben hinein sieht. Der ganze schöne Platz ist dadurch verdorben und fast unwegsam gemacht; bei Nacht wenigstens wird es gefährlich, hier zu gehen; kein Geländer umgibt die, einem Steinbruch ähnlichen, oben zum Theil ganz offenen Gewölbe, so daß man im Dunkeln leicht hinabstürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte.

Die große Kirche, St. Sauveur, ist ein im vierzehnten Jahrhundert erbautes, dem gothischen Style sich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte steigt, sondern schwerfällig aussieht. Mehrere, ziemlich plump und schlecht gearbeitete Statuen stehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligsten nicht

schonenden Zerstörungsgeistes; viele davon sind muthwilliger Weise verstümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgestürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem, zum Theil recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerke sind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Innre der Kirche; düstere, feierliche Dämmerung herrschte darin, und vor der zahlreich knieenden Gemeine ward eben am Hochaltare die Messe gelesen. Dies verhinderte uns, alles genau zu betrachten; denn obgleich die, durch den Besuch schaulustiger Fremden verursachte Störung des Gottesdienstes in katholischen Kirchen nichts Seltenes ist, so scheuen wir uns doch immer, sie zu veranlassen, und opfern lieber den Genuß, sie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige schöne Marmorsäulen am Taufsteine und mehrere alte Denkmäler. Merkwürdige Gemälde, die uns zu einem zweiten, bequemern Besuche derselben hätten anreizen können, enthält diese Kirche nicht. Im Ganzen ist wenig Freude bei dem Besehen der alten Kirchen in Frankreich; denn fast alle alte

Monumente vernichtete die zügellose Wuth des Volks; Kunstwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, steht gewöhnlich in unerfreulichem, zerstörtem Zustande da, ein Denkmal schrecklicher Zeiten.

Aix hat mehrere auffallende Wechsel des Schicksals erlebt. Unter der Regierung des, seiner Phantasie sich ganz hingebenden, ein wunderbar poetisches Leben führenden Königs René war es der Sitz der provençalischen Dichter, der Künste und des romantischen Ritterthums. Hier gab dieser König seine ewig wechselnden Feste, versammelte die ersten Künstler, die ersten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelsten, schönsten Frauen herbei, ergriff mit ihnen und seiner vielgeliebten Gemahlin, Isabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Lust den Schäferstab, und hieß die edelsten Ritter, zu Ehren der schönen Schäferinnen, in feierlichen Turnieren ihre Lanzen gegen einander versuchen. Später versammelte das hier seinen Sitz habende Parlament die vornehmsten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die

herrlichen Paläste, welche jetzt verödet dastehen; ihre Pracht verbreitete Wohlstand unter den Bewohnern, alles war lebendig und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menschen und schönen Equipagen. Die Revolution trieb sie alle hinweg; menschenleer und öde steht die einst so blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück scheint mit dem alten Glanze derselben entwichen.

Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und sahen die Einwohner, wie gewöhnlich an diesem Tage, auf dem Cours spazieren gehen. Fast alle trugen den Stempel der Armseligkeit in der Kleidung und wilden Mißmuths in den düstern, von der Sonne verbrannten Zügen. Eine Menge katholischer Geistlicher in den verschiedensten Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feierlichkeiten und aus alten Zeiten stammende, oft sehr barocke Processionen sind das einzige, was noch zuweilen einiges Leben unter diese, in bittere Armuth versinkende Menschen bringt. Zwar ist der Boden rings umher ergiebig; das schönste Öl wächst hier im Überfluß, auch Wein und Korn

gerathen wohl; doch ist dies nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlstand wieder zu geben, da es ihnen an Industrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu ersetzen, was sie in der Revolution und durch die Entfernung der reichen Familien verloren.

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station, denn beide Städte sind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillion auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns

herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen, und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer zerstreut liegender Landhäuser, die berühmten Bastiden der Einwohner von Marseille.

Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix aus ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche, breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum römischen Thor durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußern Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählig hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben

ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch schöner beinah ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palastähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Ursache, sowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu seyn. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig

massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade machen das Gehen in der Stadt sehr angenehm. Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über sie wegsteigen, und dies macht sie ein wenig unbequem, sie tragen indessen, sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, besonders aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr strenge auf Reinlichkeit derselben, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Fenster zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir die Freude entbehrt hatten, alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neueren Theil der Stadt ver-

schieden ist der, auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Kontrast zwischen beiden erinnerte uns auf das lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Ort, unter ganz andern Menschen zu seyn. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen winkeligen Straßen, die alten, hohen, düstern Häuser wieder, und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf- bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen Theil der alten an den Hafen grenzenden Theil der Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eignen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lum-

pen, welche sie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von allen andern Bewohnern Marseilles wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos unter sich, und verlangt von selbst nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen, um dort zu fischen, den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Kolonie anlegten, welche das Gepräge ihres Ursprungs durch alle Jahrhunderte hindurch rein und ächt erhalten haben, da sie blos Töchter ihres eignen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt, neunhundert Schiffe können darinnen, vor Sturm gesichert, liegen; hohe, schützende

Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und dem fröhlich lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Äther hinauf; kleine sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meers, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrtei-Schiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdnen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebnen Quais herrscht das mannichfaltigste Leben, wie auf

dem Wasser daneben; alle europäische Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannichfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes, unter den schönen geputzten Marseillerinnen umherwandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte mit Schmuck und Verzierungen überladne Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler, als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter, denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf zierlich aufgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, ächt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit jedermann von weitem sehe, daß diese geschmacklos bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicherer Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während possierliche

Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffsbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltner hieher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breitern Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallner, als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle, der

Gesundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette, gehalten. Die Passagiere sowohl, als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaine-Anstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich seyn, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehn von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer Monden lang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantainehäusern viele

Vorzüge. In diesen herrscht eine, an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in der Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theile dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viel Wohnhäuser, Magazine für die Waaren und Ställe für die mit ankommenden Thiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils herunter geschlagen, und Jacobiner-Mützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des

Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Büreaus für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut schöppenstädtisch beim ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines, in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres gibt es nicht viel im Gebiete der plastischen Kunst; zum Überflusse hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathssaal zo-

gen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie sind von Serres gemalt, einem außer Marseille wenig bekannten Schüler Puget's, und enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahr siebzehnhundert und zwanzig Marseille zur Todtengruft machte. Serres erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wo es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopien dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, das andere den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarste, entsetzlichste Elend in tausend verschiedenen Gestaltungen, überall das furchtbarste Sterben in aller seiner Gräßlichkeit; dazwischen Ärzte und Geistliche gleich trö-

stenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind alle Portraite von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Ärzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran setzten, dem Elende zu steuern; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hülfreich erwies, ist Portrait.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem

einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in ihre mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener, seine Vaterstadt zerstörenden, furchtbaren Pest malte. Es ist eine seiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Composition einfach und natürlicher als an allen seinen spätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden, der

Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Ein schönes Basrelief, in kararischem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieses Saales seyn, wenn es so angebracht wäre, daß man es recht sehen könnte; dies ist aber leider nicht der Fall. Es stellt die Pest in Mailand vor; der fromme Erzbischof kniet betend in der Mitte, neben ihm zwei andere Geistliche; Engel in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem sie ihm das Kreuz zeigen. Diese ganze Gruppe ist vortrefflich, besonders der ausdrucksvolle schöne Kopf des Erzbischofs; den übrigen weiten Raum erfüllen Bilder der Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemälden seines Schülers Serres. Puget's unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieses Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben ist. Er war ein ausgezeichneter Künstler, aber die Franzosen nennen ihn mit ihrer gewohnten Bescheidenheit den zweiten Leonardo da Vinci, eine Ehrenbezeugung, über die

er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe; denn ächtes Talent nimmt lieber bittern Tadel als übertriebnes Lob an.

In der alten Stadt ist das Lyceum ein sehenswerthes Gebäude. Es war ehemals das sehr prächtige und weitläuftige Kloster der Bernhardiner-Nonnen, jetzt werden in einem Theile desselben etwa hundert und funfzig Knaben erzogen. Die Anstalt ist auf öffentliche Kosten, wie es uns schien, recht zweckmäßig eingerichtet, zwar etwas klösterlich der Form nach, aber dies pflegt auf die Jugend selten nachtheilig zu wirken, besonders unter diesem heißen Himmelsstrich, wo Menschen wie Pflanzen sich früher entfalten, und die Lust zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; sie wohnen, essen und schlafen unter immerwährender Aufsicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, sich im Freien zu bewegen; die großen Speisesäle, die Schlafsäle, die zum Unterricht bestimmten Zimmer sind

alle reinlich und luftig; auch sehen die Knaben sehr fröhlich und gesund aus.

Ein anderer Theil dieses ehemaligen Klosters ist zu einer öffentlichen Zeichenschule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathne, viel für die Zukunft versprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen sahen. Die öffentliche Bibliothek und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Kabinet sind in einigen Sälen aufgestellt, andere dienen zur Versammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften und einiger zum allgemeinen Besten, besonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteter Gesellschaften. Mehrere waren für das Museum bestimmt, welches eben, zum großen Herzeleide der, die Kunst nicht sonderlich liebenden Marseiller eingerichtet werden sollte.

Vergebens hatte die gute Stadt sich lange gegen das von Paris aus an sie gelangte Ansinnen gesträubt, einen Theil der geraubten Kunstschätze in ihren Mauern aufzunehmen und daraus ein Museum zu bilden, wie sie in allen bedeutenden Städten Frankreichs existiren; nicht eben aus

Widerwillen gegen irgend einen Antheil an unrechtmäßig erworbenem Gute, sondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzigtausend Franken bezahlt werden sollten. Vergebens hatte sie vielfältig erklärt, sie wisse dergleichen gar nicht zu schätzen, sondern bäte, andere Städte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunst hätten als die einzig dem Handel ergebnen Einwohner von Marseille. Da half kein Remonstriren, die zwanzigtausend Franken mußten gezahlt werden, die Gemälde wurden eingepackt und kamen während der Zeit unsers Aufenthalts in Marseille richtig an. Wir sahen sie gleich nach dem Auspacken und erstarrten fast über den traurigen Anblick derselben. Die Pariser waren beim Emballiren mit beispiellosem Leichtsinn und Unwissenheit zu Werke gegangen, fast keines der Gemälde war unbeschädigt angekommen, in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher gerissen, an andern die Farbe dermaßen herunter gerieben, daß es fast unmöglich wurde, zu erkennen, was sie gewesen waren. Zum Glück sind die großen Namen, mit welchen diese

Sammlung prangt, größtentheils nur titular. So sahen wir zum Beispiel einen die Apokalypse schreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unsterbliche Meister wohl nie erblickt hat. Doch ist auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Einer vortrefflich gemalten, sonst höchst widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgespielt, so wie auch zwei herrlichen Gemälden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundene Ausdruck und die hohe Einfachheit der Composition dieser letztern zog uns besonders an. Die Mutter hält mit dem edelsten Ausdrucke des innigsten Schmerzes den todten Christus auf ihren Knieen; sein Liebling Johannes unterstützt, tief gebeugt, das sinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena knieend zu den Füßen des Erlösers; Nikodemus und Joseph von Arimathia stehen zu beiden Seiten; den Hintergrund des Gemäldes bildet ein offner Portikus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es ist ein herrliches Bild, welches uns später von den

Gemälden aus der deutschen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bei dem Herrn von Boisserée in Heidelberg sahen. Alle seine Fehler und alle seine Vorzüge fanden wir bei diesen alten deutschen Künstlern wieder, welche uns, Dank sey jenen ächten Kunstfreunden, aus dem Grabe der Vergessenheit neu erstanden; dieselbe einfache Anordnung, denselben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten deutschen Kunst.

In einer Darstellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Corregios Nacht zu benutzen gesucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, strömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris gesandte Gemälde aus der französischen Schule und einige in Marseille schon vorhanden gewesene von Puget und Serres, sollen wenigstens der Zahl nach diese Sammlung vollständig machen. Die bedeutenden Beschädigungen, welche die von Paris gesandten Gemälde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marseille große Noth; restaurirt mußten sie werden, darüber waren alle Stim-

men einig, nur das Wie war schwer zu entscheiden. Am Ende entschloß man sich, den Maler dazu zu nehmen, der sich in seinen Foderungen am billigsten bewies; es fand sich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte und dabei versprach, recht fleißig zu seyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter solchen Händen ergangen seyn!

In der umliegenden Gegend standen ausgegrabne antike Fragmente von Grabsteinen, Inschriften undBasreliefs, nebst einigen aus Kirchen geraubten Grabmälern und Monumenten noch ungeordnet in den Höfen und mehreren Sälen umher und erwarteten die Zeit, wo sie, in Reih und Glied gestellt, das ihrige beitragen sollen, um das Museum von Marseille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geschickter Decorationsmaler einen Theatervorhang von großem Effect. Grazien und Musen umtanzen den Wagen des Phöbus: — denn ohne Phöbus thun die Franzosen nichts, — Minerva führt den Zug an, und Friede und Weis-

heit schreiten vor ihr her. Dieser brillante Vorhang fiel uns um so mehr auf, da man sie in Frankreich gewöhnlich nur sehr einfach sieht; er war für ein sehr hübsches, in der Altstadt neu erbautes Theater bestimmt, das bis auf einige Decorationen schon völlig vollendet dastand, und nur noch die Schauspieler erwartete, welche ihr Wesen oder Unwesen darin treiben sollten.

Spaziergänge und nächste Umgebungen von Marseille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man sich in eine Gondel setzt und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rhede fährt; aber das Herrlichste bleibt es immer, was Marseille's Umgebungen bieten können. Die Aussicht von der oft spiegelglatten smaragdnen Fläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer, ist eine der erhaben-

sten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Überfluß aller Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt, von diesem Standpunkte aus, einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen sie alle die verschiednen eßbaren Muscheln, Austern und sonstige Schaalthiere, die hier im größten Überfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugäng-

lich fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiserne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrsam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grausamsten Despotismus, die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern schmachteten.

Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Überbleibsel eines alten, verödeten Schlosses und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baraken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den mächtigsten Monarchen sich zählen zu dürfen. Ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung commandirte, kam nämlich auf die sublime Idee, sich von ihnen als König von Ra-

tonneau huldigen zu lassen; die Unterthanen bezeigten sich indessen widerspenstig. Da beschloß der König sie sammt und sonders zu verbannen; und da sie einmal alle viere nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, trieb sie fort, schoß nach ihnen und blieb auf diese Weise ganz allein unumschränkter Herr in seinem Gebiete. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Besitze seiner Staaten, bis die Fischer seiner ewigen Requisitionen von Lebensmitteln überdrüßig wurden. Einige von ihnen ersannen eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedne vom festen Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihrem Fürsten zu huldigen, was er denn auch hocherfreut ihnen in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marseille, wo er noch einige Jahre, in der festen Überzeugung seiner hohen Würde, als entthronte Majestät im Irrenhause lebte.

Die Insel Pomègue ist die größte und von Marseille am weitesten entfernt. Sie begrüßt der Schiffer als den letzten Punkt Landes, ehe er in das grenzenlose Meer hinaussegelt; ihrem Hafen naht er sich wieder zuerst bei der Heimkehr: denn die Quarantaine-Anstalten beginnen schon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß zuerst auf der Insel Pomègue seine Pässe zeigen, dort wird ihm die Stelle, wo es auf der Rhede oder im Hafen von Marseille ankern darf, bezeichnet; deshalb darf auch kein Boot, das nicht in der Quarantaine begriffen ist, dem Hafen von Pomègue sich nähern. Fischer und wer die Insel sehen will, müssen sie umfahren, an der entgegengesetzten Seite landen und dürfen nicht tiefer ins Land, nicht in die Gegend des Hafens gehen, selbst die Soldaten nicht, die hier auf einem Wachtthurme Wache halten. Die ganze Insel besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unwirthbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Mehrere kleine namenlose Inseln liegen noch um sie her. Alle diese im Meere zerstreuten Felsenmas-

sen gewähren bei ihrer Öde doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die Spaziergänge in und um Marseille sind sehr angenehm, obgleich wir die eben erwähnte Wasserfahrt ihnen allen vorziehen möchten. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragnen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt manche erfreuliche Aussicht auf ihre nächsten Umgebungen. Die jungen Platanen und Sykamoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden ihn mit der Zeit zu einem der schattigsten Spaziergänge machen, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die, an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan. Ganz nahe an der Stadt liegt die montée de Bonaparte, welche seitdem wohl

einen andern Namen erhalten haben wird. Ein sehr bequemer Weg windet sich zum Gipfel des Felsen hinauf, von welchem man die Stadt, ihre Umgebungen und das Meer übersieht.

Interessanter, aber auch beschwerlicher ist der Weg nach notre Dame de la Garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich fünfhundert Fuß hoch über die Fläche des Meeres erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Aussicht lohnte uns oben auf's reichlichste für alle Mühseligkeit des Steigens auf dem mit spitzigen Kieseln besäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude;

man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tausend, auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerböte kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich, schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fern-

glase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff, oft sah er die ganze englische Flotte dicht vor der Rhede kreuzen und hatte nur noch am gestrigen Abend dreizehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Öffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, engen, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz oben angebrachte, kleine, vergitterte Öffnung erhellt. Es ist ein furchtbar schwarzer, entsetzlicher Aufenthalt, und er dünkte uns selbst für diesen großen Verbrecher zu arg, der hier wohl oft in düst'rer Verzweiflung an sein vormaliges üppiges Leben, an

seine vergoldeten Säle und alle die Tausende zurück dachte, die jeder seiner Launen fröhnten!

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, welches sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer befehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturm, Schiffbruch und Sclaverei von ihr gerettet zu seyn glauben.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerstreut liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche das Land umher beleben und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derselben auf zehntausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut und rings, soweit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendendweißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meers; so fängt man an, diese große

Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und ent-

hält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches Herrn von Thümmels reiche Phantasie in dieser Gegend erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Ähnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eignen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da braucht es nicht der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzel-

nen Eigenthums; die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu seyn, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere starkduftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andre in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser, von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer fast grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitschattenden Linden unsers Va-

terlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staube brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas andres, als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marseille so heiß als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinewand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die

Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, deren freundlicher Aufnahme wir unsre schönsten geselligen Stunden in Marseille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinaus lief, getroffen vom Sonnenstich sogleich hinsank, und wenig Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenn gleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel hernieder strahlt, mit einer Pracht, von

der nur unsre kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidendkalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehte.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs Neue. Obgleich es ihr ganz am ländlichen Reize frischer Wiesen und schattender großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung über ihre große Natur uns oft fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müssen Sie sehen, wenn sie unsre Gegend in der höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unsrer Marseiller Freunde, auch ruhten sie

nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt, wir kamen zuerst nach Eygalades, und fanden zu unserem Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Strömchen windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Ähren aber schon jetzt, im Anfange des Monats Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläuftiger und in größerem, vornehmerem Styl erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine, der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der

längs dem kleinen Flusse Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser in's Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können, aber die frische Kühlung der hohen schattenden Bäume, die vom silberhellen Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches seyn.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen

Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern, auf Einem Punkte hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf diesem felsigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbei geschafft werden, was indessen durch die Schifffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Überfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andere Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Überfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante

Datteln, Pistaziennüsse und viele andre Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Überflusse vorhanden; so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser, uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einst sammt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylienkabinette ähnlich, aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus; desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer.

An wildem und zahmen Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten

zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen gibt. Eine Schweizerin, die Gattin eines marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beides ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon, die Speisen werden alle mit dem hier in Überfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und wir gewöhnten uns sehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüses und der Fische fanden wir das Öl sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte seidene Zeuge getragen, die als Producte des Landes nicht theuer sind; viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klimas beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Mousseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Meublen haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräu-

migen Zimmer mit zierlich glasurten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben, außer den innern Jalousieen, noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutze gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig, auch schleichen sich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wacht, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Überhaupt bringt hier die Sonne allerhand wunderbares Gewürme hervor; es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechsen fahren oft plötzlich hervor und

erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eine eigne Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen, reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten, der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger reichen russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müßig da: denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinaus wagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derselben zu fahren.

Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen, seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig: denn es gibt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese, dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, so wie auch alle andere bedeutende Familien leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltnen Anlässen statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirees wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich existiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud seine Erwählten zuweilen zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen und meh-

rere Male bald in der Stadt, bald auf der Bastide von ihnen eingeladen, aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus allem, daß dies die allgemeine Lebensweise sey. Unsere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Gesellschaften herbei zu wünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Geselligkeit in Marseille, sondern der größte Hang zu rauschenden Vergnügen und zum niedrigst ausschweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die aufs höchste getriebene Sittenlosigkeit sind Freuden,

welche den Männern jede Gesellschaft verleiden, die ihnen den mindesten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, sind größtentheils Ausländer und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome fort wollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche Geschäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frei lassen. Dieses ist so allgemein anerkannte Sitte oder vielmehr Unsitte, daß es niemandem einfällt ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre sogenannte Freundin öffentlich ins Theater und bleiben bei ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachsenen Söhne und Töchter sich befinden, als wenn es so seyn müßte; und die Frau, welche es wagte, die mindeste Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, selbst unter den andern Frauen, sich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laster öffentlicher und ohne Scheu

auf, als in Marseille; die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Klassen, man begegnet ihnen bei jedem Schritt; im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbescholtenste Frau nicht vermeiden, in ihrer Gesellschaft zu seyn und ihre Töchter mit ihnen in einer Reihe zu sehen, ja sie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit solchen Bekanntschaften groß thun. Viele von diesen Mädchen machen ein Haus und sehen alle Abende große Männergesellschaften bei sich, in welchen Hazardspiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerstört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen sind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuser, die jährlich oft zwanzig bis dreißigtausend Franken Pacht geben. Man kann daraus schließen, wie besucht sie sind und welche große Summen dort umgesetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufnen Klasse gehören, außer im Karneval und dann nur maskirt; aber

manche setzen sich doch auch darüber hinaus und besuchen diese Orte öffentlich und zu jeder Zeit.

Daß bei dieser ausschweifenden, alle Rücksichten vernachlässigenden Lebensweise der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben, läßt sich denken, um so mehr, da sie von der frühsten Kindheit an sehr schlechte Beispiele sehen, und niemand hier die strengen Gesetze des Anstandes kennt, die in andern französischen Städten wenigstens den Schein der Tugend erhalten, welchen hier niemand achtet. Verworfne Geschöpfe, die man in Paris oder Bordeaux in keiner guten Gesellschaft dulden würde, erscheinen hier überall; und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbeter so zu fesseln, daß er sie heirathet, so tritt sie ohne Widerspruch in die Reihe der unbescholtensten Frauen und genießt mit diesen in der Gesellschaft gleiche Ehre.

Die Folgen dieses zügellosen Lebens erblickt man sowohl in den höhern als geringern Klassen und begegnet bei jedem Schritte fürchterlich entstellten Gesichtern, welche die Geschichte ihres Lebens zur

Schau tragen, ohne sich übrigens sonderlich darum zu kümmern.

Unter solchen Umständen bleibt also denen, welche sich diesem sittenlosen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als still in ihrem Hause oder ihrer Bastide zu leben, und kein Vergnügen außer denselben, als der Besuch des Theaters.

Das große Schauspielhaus in der Straße Beauvau ist ein schönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Fasade desselben im Verhältniß mit ihrer Höhe etwas zu stark sind. Auf dem großen, freien Platze, in dessen Mitte es steht, nimmt es sich dennoch recht imposant aus. Die innere Einrichtung desselben ist lobenswerth in jeder Hinsicht, die Bühne sehr geräumig und die Decorationen sind vortrefflich. Die Schauspieler entfernten sich freilich nur wenig von der goldnen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbesserung derselben wie überall. Im Grunde bekümmert sich aber auch das marseiller Publikum wenig um das, was auf der Bühne gesprochen wird, ihm ist der Tanz die Hauptsache; auch fan=

den wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der ersten Tänzer waren ehemals mit bedeutendem Gehalte bei der italienischen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Ballets, Psyche, setzte uns durch seine Vortrefflichkeit in Erstaunen, obgleich wir das nämliche Ballet mit ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben sehen, wo Mad. Gardel, Clotilde und du Port die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuschauer bestimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, so daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt ist, um alles zu hören und zugleich die ganze Versammlung übersieht. Die Logen sind alle von Abonnenten eingenommen, Fremden und Nicht-Abonnenten bleibt eine weite, offne Gallerie, die etwas niedriger als der erste Rang Logen sich an diese lehnt und vor ihnen rings um das ganze Haus hinläuft. Dort sieht und hört man freilich am besten, aber in sehr schlechter Gesellschaft; letztere scheint sich indessen, nach einer Art still-

schweigender Convenienz, gewöhnlich zur linken Seite des Theaters zu halten. Da jeder Abonnent seine Loge wie er will, dekorirt, so erhalten diese ein buntscheckiges, die Harmonie des Ganzen störendes Ansehen: denn jede ist mit einer andern Farbe tapezirt, einige sind offen, andre haben Vorhänge, andre Gitter, andre Rouleaux von Gaze; manche sehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andre wie Schiffskajüten. Hinter der Musik im Orchester nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz; im Parterre aber sieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des sehr hübschen, in der Altstadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer diesen beiden großen Schauspielhäusern existiren auch noch drei oder vier kleinere in Marseille. In das größte derselben, au Pavillon, wagten wir uns einmal hinein, aber sowohl die Vorstellung als die Gesellschaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stücks wieder hinaus zu gehen, und benahmen

uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu besuchen.

So wenig Reiz das gesellige Leben in Marseille auch bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Überall ist frohes, munteres Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Wogen und Leben in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern; die Läden sind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht, damit etwas Unschickliches zu begehen; und manche Handwerker arbeiten in offnen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gascogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Klassen bemerkten wir im Durchschnitte große herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen, blitzenden Augen, und weit weni-

ger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldnen Locken und schwarzen Augen, überhaupt viele auffallend schöne Weiber, denen die dem Süden eigne Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes gibt. Diese Lebhaftigkeit des Volks in Sprache und Bewegung ist hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als ob sie einander todtschlagen, eher, als ob sie mit einander tanzen wollten. Der volle, schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volke nicht sehr trauen; im Zorn ist es zu jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution, in welche fast die Jugend der ganzen gegenwärtigen Generation fiel, haben wenig Keime des Guten in ihr aufkommen lassen, welche die allgemeine Sittenlosigkeit vollends zerstört.

Fabriken.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Einwohner von Marseille doch keineswegs ihr Interesse und suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil fast keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und die mehresten sich einbilden, daß man anders gar nicht leben könne, da sie es von Jugend auf so sehen.

Einer der bedeutendsten Erwerbzweige sind hier die Seifenfabriken. Lange widerstrebten wir dem Ansinnen unsrer Freunde, eine der größten derselben zu besuchen, weil wir ihre unangenehme Atmosphäre fürchteten und willigten zuletzt nur halb gezwungen darein. Wir bereuten es jedoch nicht: denn da man nur Olivenöl in diesen Fabri-

ken anwendet, und der Mangel an Viehzucht die bei uns übliche Benutzung der Knochen und des Talgs unmöglich macht, so war der Geruch in der Fabrik lange nicht so unangenehm als wir erwartet hatten. Immer erfreute uns der Anblick einer Werkstatt, in welcher ein unentbehrliches Bedürfniß in großen Massen hervorgebracht wird, und alles wohl berechnet vom Größten bis zum Kleinsten in einander greift, was doch gewöhnlich nur ein Einziger leitet.

Der Proceß der Hervorbringung dieses für Marseille höchst wichtigen Handelsartikels erschien uns sehr einfach. In einem sehr großen Gebäude sahen wir lange Reihen großer eingemauerter Kessel, in welchen die Mischung von Öl, Kalk und Wedasche kocht. Das Feuer, das sie im Kochen erhält, brennt in einem unter dem Gebäude liegenden feuerfesten Keller, in dem eben so viel Öfen als oben Kessel stehen, welche alle mit Steinkohlen geheizt werden. Acht Tage und Nächte lang muß die Masse in unaufhörlich starkem Kochen erhalten werden, dann wird sie in

große gemauerte viereckige Formen gegossen, in welchen sie zehn Tage lang abkühlt und hart wird, zuletzt mit einem schwertförmigen Messer in Blöcke geschnitten, und ist dann zum Verkauf und zum Versenden bereit. Die schwerste Arbeit dabei ist, die Wedasche vor dem Gebrauch in kleine Stücke zu zerschlagen. Diese gleicht einem lockern, schwärzlichen Stein und wird in Spanien aus einer dort häufig wachsenden Pflanze gebrannt. Die marseiller Seife versendet man überall hin in sehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erstere ist die beste, aber die blaue, zu welcher mehr Wedasche kommt, wird theurer bezahlt, weil der Absatz davon bedeutender ist, da sie besonders zum Waschen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenschleiferei der Herren Megi, Garambois und Augienne besuchten wir. Sie ist die einzige in Frankreich. In Italien sind auch einige, vielleicht auch in Spanien; und die Seltenheit solcher Fabriken ist wohl die Ursache der Kostbarkeit dieses in seiner Vollkommenheit so

glänzenden Schmucks: denn die Korallen selbst werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres herauf gebracht. Die, welche man in Marseille verarbeitet, kommen größtentheils von den provençalischen Küsten, viele auch von den afrikanischen und spanischen. Die schönsten und merkwürdigsten Zweige dieses wunderbaren Geschenks Amphitritens, hatten die Eigner in einem kleinen Kabinette gesammelt und auf Sokeln gestellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderschöner Farbe darunter, die jedem Conchylienkabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reinigt man zuerst mit einer Feile und befreit sie von ihrer Rinde; dann werden sie in kleine Stücke zertheilt und der Farbe und Schönheit nach sortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihnen auf einem Schleifsteine die gehörige Rundung; nur die allerschönsten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geschliffen. Die Preise einer solchen Korallenschnur sind sehr verschieden. Bloß gebrochne, von der Rinde befreite und durchbohrte Stücke Korallen werden in lan-

gen Schnüren aufgereiht und nach den von Negern bewohnten Küsten zum Schmucke für diese pechschwarzen Herren und Damen gesendet. Der Handel mit dieser geringeren Sorte ist der bedeutendste, obgleich jede einzelne Schnur sehr wohlfeil verkauft wird. Rund geschliffne Korallen, wie sie gewöhnlich in allen europäischen Ländern, besonders vom Volke getragen werden, sind weit theurer. Von diesen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China sehr beliebt ist. Die schönsten Korallen werden brillantirt und sind am theuersten, besonders wenn sie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieser Art kostet in der Fabrik selbst wenigstens hundert und funfzig Franken, oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe sind: denn das Schleifen ist sehr mühsam und Stücke von der zu dieser Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieser Schmuck von neuem Mode ward, ist er auch im Preise gestiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marseille, besonders Zuckerraffinerien, die wir aber nicht besuchten, weil man sie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man scharlachrothe, gestrickte, kalottenartige Mützen verfertigt, die besonders nach der Levante und selbst nach Indien in großer Menge verschickt werden.

Reise nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, ins schöne Land, wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieser Nähe desselben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nämlichen Hause wohnende Engländerin hörte von diesem unsern Vorsatz und bat, uns begleiten zu dürfen. Da sie in ihrem eignen Wagen mitfahren wollte, so willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Wesen, wie so viele ihrer Landsmänninnen,

unbehülflich in dem fremden Lande und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die sie nicht ablegen konnte und die ihr unter diesen damit unbekannten Menschen jeden Schritt erschwerten. Während des Krieges war sie, ihrer zerrütteten Gesundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlamentsgliede und ihrer Schwester nach Frankreich gekommen. Bei dem unerwartet schnell ausgebrochenen Kriege wurde diese Familie, wie alle damals in Frankreich anwesende Engländer, auf höchst widerrechtliche Weise für kriegsgefangen erklärt, der Vater nach Verdün geschleppt, und die arme kranke Lucy blieb des wärmern Klimas wegen bei ihrer Schwester in Toulouse, die sich indessen dort mit einem angesehenen Manne verheirathet hatte. Mit hohem Erröthen, fast weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, gestand uns Lucy das Unglück, einen Franzosen zum Schwager zu haben, so daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen oder über den komisch-ernsten Ausdruck ihres gekränkten Patriotismus lachen sollten. Jetzt war sie auf dem Wege

nach Verdün zu ihrem Vater und glaubte, nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem sie von Toulouse über Marseille, Toulon und Hieres nach Verdün reiste. Denn obgleich alle englische Damen in ihren Pensionen Geographie lernen, so haben sie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, besonders des festen Landes, indem sie immer ihre kleine Insel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maßstabe nehmen.

Da stand nun das wirklich liebenswürdige junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem englischen Kutscher, ein paar englischen Pferden und einer französischen femme de chambre von der schliminsten Art, die sie ganz treuherzig unterwegs in einem Gasthofe angenommen hatte, weil die von ihrer Schwester ihr mitgegebene Engländerin wieder umgekehrt war, da sie der Provence keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Kutscher behauptete, seine Pferde wären die klügsten Personen im ganzen Lande, weil sie doch wenigstens Englisch verständen und Miß Lucy hätte bald aus dem nämlichen Grunde

dasselbe von uns behauptet; wenigstens erschienen wir ihr höchst tröstlich in dieser peinlichen Lage.

An einem sehr schönen Morgen machten wir uns also in zweien Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yoricks empfindsamen Reisen in der Hand, die ihr unterwegs zum Leitstern dienen sollten, behauptete: sie müßte überall hin, wo Yorick gewesen wäre, an dessen strenger Wahrheit in Beschreibung des Landes sie nicht den mindesten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Bastiden besäete Umgegend von Marseille und kamen bald ans Ufer des Huveaune, der jetzt still und silbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergstrom wird und großen Unfug anrichtet. Bei la Renarde, einer der schönsten Bastiden, stiegen wir aus. Hier ist eins der lieblichsten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das artige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuße der Strom durch ein liebliches, grünes Thal voll herrlicher Bäume sich windet und zuletzt, wild brausend, vom Felsen in die

Tiefe stürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypressen und Fichten bewachsene Felsen schützen den freundlichen Ort gegen die sengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben aussaugenden Mistral; daher grünt und blüht hier alles in unbeschreiblicher Pracht. Nur ein bescheidener Küchengarten liegt dem Wohnhaus zur Seite, und die französische Gartenkunst thut unstreitig sehr wohl daran, hier keine Verschönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen sich die steilen Felsen um eine enge Kluft zusammen, durch die der Weg sich windet. Lucy war außer sich vor Freude über den schönen Gräuel (beautiful horror) und recitirte eine Menge Beschreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompson, Shakspeare und allen möglichen englischen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bei solchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich ist, so besitzt sie für Nordländer in der That einen ganz eignen Reiz. Die Vegetation zwischen den wunderbar gezackten Felsen hat nur eine Art von geistigem Leben;

nichts ist grün; die Olivenbäume, welche zwischen den Steinklüften wachsen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall sprossen, sehen alle grau aus, aber ein süßberauschender Duft steigt aus ihnen empor, die Felsen glühen im Abendschein, und tausend Cicaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem, tief im Grunde liegenden, von Felsen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachsendes Kaperngesträuch die Felsenwände. Diese klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweig der Einwohner, welche die eben sich zeigenden Blütenknospen mit großer Sorgfalt sammeln, sie auf der Stelle in Essig einmachen und dann zur Versendung in alle Welt verkaufen. Ein sehr angenehmer Duft, fast wie von Cedernholz, kam uns beim Einfahren in den Ort entgegen, dessen Ursache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unsre Engländerin, nach ihrer Landessitte, im Gasthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nämlich in Cuges nur Rosma-

rinholz. Diese bei uns so zarte Pflanze wächst hier in ihrer Heimath zu einem Strauch von ansehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen, und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, sind noch weit stärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine sehr steile Anhöhe hinauf. Zwar ist er breit genug; dennoch grausete uns vor dem Abgrunde, der seitwärts schwarz und fürchterlich den Reisenden angähnte. Oben empfing uns ein wunderschönes Thal, von noch höheren Felsen umgeben, durchrauscht von einem wilden, schäumenden Bergstrome, zu welchen mehrere silberhelle Quellen von den Felsengipfeln pfeilschnell hinab eilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachsen zwischen dem Gestein üppig hervor; an einigen Stellen erheben die malerischen Felsen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel und stehen schroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen sich zeigt, hat auch der fleißige Mensch gebaut, und die Mischung von Cultur und widerstrebender Natur in diesem Thale gibt der Gegend einen unnennbaren Reiz.

Der steinige Weg zwang uns viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit besonders zufrieden, denn hier und nirgends anders wollte sie durchaus den Schauplatz von Yoricks empfindsamen Abenteuern entdecken, vor allen den Berg, auf welchem er eine Pachtersfamilie zum Abendgebet tanzen sah. Leider war keine Spur von dem allen zu finden, gar nichts, das nur von ferne einen sentimentalen Anstrich hatte, wollte uns begegnen; und zu Miß Lucys Herzeleid ging in dieser poetischen Gegend alles ganz prosaisch seinen Gang.

Allmählig ziehen sich die Felsen von beiden Seiten zusammen, so daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal ganz einnehmen; die Olivenbäume und alle Cultur verschwinden; die Felsen erheben sich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten und auch während der Revolution große Räuberbanden hausten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieser Grausen erregenden Klüfte ward es ihnen leicht, Verfolgern zu entgehen oder sich gegen sie zu ver-

theidigen; und selbst jetzt noch betritt der einsame Wanderer diese Gegend nur mit Schaudern als eine der unsichersten. Alles Leben verstummt hier in der wildesten Einöde; kein Vogel singt; selbst die Cikaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Stein entkeimt. Wild braust der Strom neben dem steil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der sich durch enge Klüfte krümmt; drohend blicken die unersteiglichen Felsen auf ihn herab, oft neigen sie sich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Gewölbe ähnlich, durch dessen Spalte nur ein schmaler Streif des Himmels sichtbar wird; oft treten sie so vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finstere Höhlen und schwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles ist öde, verworren, wie bestimmt zum Schauplatz dunkler Thaten, die das Licht der Sonne scheuen. Große Felsenblöcke liegen überall zerstreut umher, als wären sie in grauer Vorzeit von Riesenhänden

herum geschleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von diesen Felsenwänden zurückprallen, verschmachten Menschen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft verunglücken sie, wenn bei Gewitterregen der Strom wild anschwillt und plötzlich das ganze Thal überschwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir diese steinerne Wüste, bis sich wieder die ersten Olivenbäume zeigten, als freundliche Boten des wieder erstehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher und sahen mit unaussprechlicher Freude die ersten Orangenbäume in den Bauerngärten, sich beugend unter der Last der goldnen Früchte und dabei mit Blüthen besäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen Felsenschlunde in das Elysium ähnliche Land unserer schönsten Träume versetzt, so daß uns alles wie Feenzauber erschien. Jubelnd vor Freude legten wir den uns jetzt zu kurz dünkenden Weg von Oliulles bis Toulon zurück, durch

eine paradiesische, in der üppigsten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Bastiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieser Stadt, wo wir im Maltheserkreuz ein sehr gutes Absteigequartier fanden.

Toulon.

Die Stadt Toulon ist nicht groß, wenn man das berühmte Arsenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt als sie. Der ältere Theil derselben ist enge, schmuzig und winklig, nicht so der neuere. In diesem führt eine lange, breite, durchgängig mit schönen, großen Häusern besetzte Straße zu dem für die Kauffahrteischiffe bestimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsschiffe liegt beim Arsenal. Den erstern haben mit unsäglichem Aufwande an Kraft und Geld Menschenhände ausgegraben, und müssen jährlich daran arbeiten, ihn im Stande zu erhalten. Er ist weit kleiner,

als der von Marseille, aber breite Quais umgeben auch ihn; das fröhliche Leben auf diesem, der Anblick der vielen verschiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Aussicht auf das Meer, machen ihn zum interessantesten Punkt in der Stadt und zum Lieblingsspaziergang der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes, ansehnliches Gebäude schmückt den Quai; zwei kolossale Karyatiden, die den Balkon desselben unterstützen, sind von Puget gearbeitet; sie werden gewöhnlich, besonders von den Franzosen, als Meisterwerke bewundert, und sind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beim Anschauen: denn der Ausdruck der beiden Riesen ist von so gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, sie werden die schwere Steinlast fallen lassen, die sie mit der mühseligsten Anstrengung aller Kräfte zu tragen scheinen. Nahe am Rathhause steht die sehr hübsche, mit Säulen geschmückte Wohnung, die Puget hier sich selbst erbaute. Außer diesen sind wenig besonders merkwürdige oder schöne Gebäude in der Stadt, der weitläuf-

tige, stattliche Palast, welchen ehemals der Erzbischof bewohnte, steht verödet da; und der großen, halb im christlichen, halb im heidnischen Styl erbauten Kathedralkirche konnten wir auch nicht viel Geschmack abgewinnen.

Eine Miniaturkopie vom Cours in Marseille wird leider in Toulon zum Trödelmarkt mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, so wie auch die schönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger, mit Bäumen besetzter Platz heißt das Champ de bataille, weil er zum Exerzierplatz dienen muß. Er ist an zwei Seiten mit großen ansehnlichen Häusern umgeben, an der dritten beschränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arsenals einschließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im besten Geschmack, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damals vom Präfekt bewohnt ward. So wie in Marseille, tragen auch hier Kanäle mit frischem Wasser zur Reinlichkeit der Straßen bei. Die Stadt schien uns sehr volkreich zu seyn; überall war ein lustiges Ge-

wimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menschen, durch welches aber die Ketten schwerbelasteter, unglücklicher Galeerensclaven schauderhaft klirrten, die eben von der sauren Arbeit am Hafen in ihre schreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächsten Umgebungen von Toulon sind wunderschön. Hohe, kahle Felsen schützen die Stadt an der Nordseite; deshalb ist hier das Klima noch wärmer als in Marseille, und die südliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz südliche Pflanzen, die selbst in der Gegend von Marseille nicht ganz einheimisch werden, gedeihen hier auf's beste; doch sieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freien Lande wachsen, nicht, wie bei Oliulles, in allen Bauerngärten, vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günstig ist. Dattelpalmen, sagt man, würden hier sehr wohl gedeihen, wenn man sie nur pflanzte; aber bei dieser Freigebigkeit der Natur werden die Menschen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marseille, so haben auch die

von Toulon alle ihre Bastiden in der Nähe der Stadt.

Das Arsenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arsenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, selbst die Galeeren machen es zu einem der interessantesten Punkte unsrer Reise. Doch wären wir schwerlich zum Anblick desselben gelangt, wenn unsere Freunde in Marseille uns nicht mit Adressen an Herrn Bastionelli versehen hätten. Dieser bei den dortigen hydraulischen Arbeiten angestellte Neapolitaner wußte sehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich uns entgegenstellten; da doch sonst, selbst in Friedenszeiten, Fremde um eine besondere Erlaubniß nachsuchen müssen, um den Bezirk des Arsenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege sehr schwer zu erhalten ist.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs

reich verziertes Portal öffnete uns, unter Herrn Bastionelli's Schutz, den Eingang in diese Wohnung immer reger Arbeitsamkeit, tiefen Jammers und entsetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an Dante's Beschreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier müßten Tausende, welche durch sie hinschritten, allem Hoffen auf ewig entsagen, wenn der Mensch dieses vermöchte, so lange er auf Erden noch lebt. Das erste, was wir erblickten, war ein zum Marinehafen führender großer Kanal und die an seinem Ufer errichteten Schiffswerfte. Zwei große Linienschiffe lagen eben auf dem Stapel; Tag und Nacht ward unablässig daran gearbeitet, selbst an Sonn- und Feiertagen; denn Bonaparte strebte damals besonders, seine Flotte wieder herzustellen. Eine große Anzahl Galeerensclaven mußte hier den Schiffszimmerleuten und Baumeistern die Balken, das Eisenwerk und alles, was jene bedurften, herbeitragen. Tief gebückt, wie Lastthiere, keuchten sie unter der schweren Bürde, während der Stock der Aufseher immer über ihnen schwebte, und das

Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter.

Vom Kanal gelangten wir zu den verschiedenen Werkstätten, in welchen alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Mast und centnerschweren Anker an bis zum blechernen Leuchter jedes einzelnen Matrosen. Wir sahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eisen, Kupfer, Getreide angefüllt, theils mit schon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der, außer dem Schiffsproviant, noch das tägliche Brot für mehr als sechstausend Menschen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beschäftigt, die das Vordertheil der Schiffe schmücken und ihnen den Namen geben. Mehrere kolossale Figuren von Puget werden darin aufbewahrt, nachdem die Schiffe, zu denen sie gehörten, unbrauchbar wurden. Sie sind in ihrer Art geistreich und vollendet und dienen den neueren Bildhauern in diesem Fache zum Vorbild.

Bei'm Tischler sahen wir schaudernd eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerner Beine und Krücken. Seine Werkstatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräths für die Kajüten und Schiffsräume. Man denkt nicht daran, was der Mensch im kultivirten Zustande alles braucht, selbst wenn er sich auf's Nothwendigste beschränkt, wie es auf Schiffen der Fall ist. Die Menge und Verschiedenheit aller hier befindlichen Gegenstände ist fast unglaublich, freilich aber auch für kleine schwimmende Welten berechnet, auf denen viele hundert Menschen wohnen, abgeschnitten von allem Übrigen.

In der sehr großen Nagelschmiede werden in ungeheurer Menge und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle die vielen verschiedenen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; riesengroße, die das Steuerruder befestigen, und ganz kleine, an die der Schiffer seine Seekarten und seinen Kalender hängt. Bei der ewig schwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befestigt werden, wenn nicht alles durch einander fallen und

die größte Unordnung entstehen soll; die Menge der Nägel, welche also ein Linienschiff, außer denen zum Bau nothwendigen, noch braucht, ist daher fast unzählbar.

Neben der Nagelschmiede arbeitet der Messerschmied, der jedem Matrosen sein Messer schaffen muß; nicht weit von diesem sahen wir die ungeheure Schmiede, in welcher die Anker und alles größere Eisenwerk zum Schiffbau geschmiedet werden. Vier und zwanzig große Öfen sprühen darin Feuer; lange Reihen von Amboßen stöhnen unter den gewaltigen Hammerschlägen rüstiger Cyklopen, deren schwarzberuste Riesengestalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens passen würde.

In einer andern Werkstatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienschiffe belegt, um sie dauerhafter zu machen und gegen die Beschädigungen der Seewürmer zu sichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechschläger besuchten wir und bewunderten die Geschicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge

aus Blech verfertigt, die wir in unsern Häusern von Porzellan oder Steingut zu besitzen gewohnt sind, was aber freilich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Mastbäume ward eben vollendet, um das alte zu ersetzen, welches die Engländer bei ihrem Besuch in Toulon verbrannten. Solch ein großer Mast besteht nicht aus einem einzigen Baum, wie wir geglaubt hatten, denn ganz gesunde Bäume von der Größe und Dicke, wie sie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige. Daher wird ein Mastbaum sehr mühsam der Länge nach aus künstlich dazu behauenen, in einander passenden Stücken Holz zusammen gesetzt, welche große eiserne Ringe fest verbinden. Man behauptet, daß ein solcher Mast dem Sturme weit besser widersteht und nicht so leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück bestünde.

Die Seilerbahn ist eines der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Anstalt, und nie sahen wir

eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke sich einen unabsehbaren, über neunzehnhundert Fuß langen gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterstützenden Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfest, läßt sich kein herrlicheres Lokal erdenken. Gemeßnen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab und dreht den Hanf zum feinsten Bindfaden und zum stärksten Ankertau, welches selbst nichts anders ist, als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht, ausgebessert; weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand, alles wird vorbereitet, und nichts vergessen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bei weitem nicht aller der Anstalten gedacht, welche sich in diesem

Arsenal befinden, und nur der hauptsächlichsten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beschreibung ermüdend zu werden.

In allen den verschiedenen Werkstätten müssen die Galeerensclaven Handreichung thun und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle von Lastthieren treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen streben, besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Loos von tausend andern noch unendlich härter sey.

Die eigentlichen Zeughäuser, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, besuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen schon oft in großer Vollkommenheit sahen, theils weil diese wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie stehen fast leer, denn was die Engländer bei ihrem Besuch an

brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüstung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Bastionelli und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künstlich ausgeführten Modelle einiger durch ihren Bau sich auszeichnenden Schiffe, großer Schleusen und anderer hydraulischen Werke. Das merkwürdigste darunter ist das von dem großen Bassin im Hafen. Im letzteren kann man durch Ableiten des Wassers die größten Linienschiffe ganz auf's Trockne legen und bequem ausbessern, wenn sie beschädigt sind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelst dieser Anstalt in das für sie bestimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, sie auf die gewöhnliche, besonders bei großen Schiffen höchst gefahrvolle Weise dadurch vom Stapel laufen zu lassen, daß man den letzten stützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es sanft auf und trägt es fort, statt daß sonst das Schiff mit einem gewaltsamen Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flam-

men setzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kasten von der Größe des, selbst einem kleinen Hafen gleichenden Bassins mußte erst vermittelst ungeheurer Steinlasten tief in den Meeresgrund versenkt werden; auf diesen so künstlich gelegten festen Grund baute man hernach alle die Schleusen, Pumpen und Leitungen, durch die das Wasser ein und ausgelassen wird. Es war ein Riesenunternehmen, aber der Mensch kann alles, und macht sich zum Herrn einer Welt, wenn er nur viele zu einem Zwecke zu verbinden weiß. Und doch ist dieser mächtige Herrscher höchst beschränkt, wenn er allein steht, und sein Daseyn umfaßt eine Spanne; aber Jahrhunderte nach ihm bleibt noch das Leblose, was er schuf, während er selbst in wenig Tagen spurlos verschwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Kanal; das Meer tobte draußen, wild aufgeregt, im Hafen war es stille. Mehrere große Linienschiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns solche staunende Bewunderung bei Betrachtung dieser schwimmenden, aus

Holz zusammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Wasser, wo wir ihre Riesengröße mit den Gebäuden des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unserem kleinen Boote blickten wir schwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, und selbst da, als wir früher in andern Gegenden ein solches Schiff auf der Rhede bestiegen und überall darauf herum wanderten, war der Begriff seines Umfangs uns nicht so lebendig geworden.

Die verhängnißvolle Fregatte, auf welcher Bonaparte zum Unheil einer halben Welt aus Ägypten herüber schiffte, liegt auch, in Ruhestand versetzt, in diesem Hafen. Dort stand der Verwüster alle Tage stundenlang an den großen Mastbaum gelehnt, blickte starr und stumm in die ihn und sein Glück tragenden Wogen, und dachte wohl nicht an das Ende der Pläne, die jetzt nur noch in verworrenen Gestalten vor seinem Geiste schweben konnten. Die Fregatte ist nicht von den größten, dennoch hat sie sechs und dreißig Kanonen und ist also ein ganz ansehnliches Schiff,

welches damals die Zeitungsschreiber freilich fast bis zur Schaluppe verkleinerten, um ihren hochgefeierten Helden, durch den Schein eines Wunders für seine Erhaltung, zu einer Art von Halbgott zu erheben.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; sie sind eigentlich unbrauchbar gewordne Kriegsschiffe, ohne Mastbäume, mit roth angestrichnen hölzernen Dächern bedeckt; jedes derselben dient fünfhundert Gefangenen zur traurigen Wohnung. Die, welche hier nicht Platz finden, werden in großen dunkeln und feuchten Kerkern eingesperrt, welche noch fürchterlicher seyn sollen, als die Galeeren. Den leise geäußerten Wunsch, eine dieser Galeeren zu besuchen, schlug Herr Bastionelli gleich durch die Versicherung nieder, daß wir den Anblick sowohl, als die verpestete Luft kaum Sekunden lang ertragen und dennoch das Bild davon nie wieder vergessen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichste muthig betrachten lernten, beben dennoch vor diesem höchsten Jammer versunkner Menschheit schau-

dernd zurück; und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangenen zu besuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entsetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben schlug die Glocke, welche die Gefangenen nach dem mühseligen Tagewerk zum betäubenden Schlaf in ihr schreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten rasselten sie in ihren schweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zusammen geschmiedet. Der Anblick war kaum auszuhalten, aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle sind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halbvermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geschornen Köpfen tragen sie glatt anschließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Gesichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdrucke der tiefsten Verworfenheit, wilder Mordlust und grimmiger Verzweiflung. Andere schienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgesunken; Vielen sah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entsetzlichen

Schande. Die schrecklichsten waren uns die, welche mit frecher Lustigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entsetzlicherem Lachen austobten. So sahen wir Einen, dem eben die Fessel an den Fuß geschmiedet wurde; er pfiff und sang und lachte dazu so schallend laut, in so grausenden Tönen, daß es uns das Haar emporsträubte. Menschen jedes Standes sind hier Gefährten des Elends in dem der Hölle ähnlichen Aufenthalte: furchtbare Verbrecher, die den Tod, aber nicht diese gegen jedes menschliche Gefühl sündigende Strafe verdienten, und Unglückliche, die wohl vor Gott weit reiner dastehen als ihre Richter, Conscribirte, die den Fahnen des großen Räubers nicht folgen wollten, mitleidige Menschen, die ihnen zur Flucht behülflich waren, Jünglinge, die in dem ihnen nicht genug bekannten Kriegsdienste sich Vergehen gegen die Subordination zu Schulden kommen ließen, wohnen hier mit Räubern und Mördern. Mit inniger Wehmuth sahen wir Menschen von noch nicht zwanzig Jahren mit dem Gepräge vergangener besserer Tage an greise

Verbrecher geschmiedet, aus deren versteinerten Zügen die tiefste Verworfenheit sprach.

Wie entsetzlich muß die Nacht für die Besseren seyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dies elende Leben zu verlieren haben, sich schamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geschick und jedem bessern Gefühle Hohn sprechen, ohne der Peitsche zu achten, die alle schonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich ist es, wie so manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreißig Jahre, hieher verurtheilt wurden, bei dem Mangel an allem dennoch ein Greisenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht alle in den ersten Monaten ihrer Gefangenschaft der unglaublich harten Lebensweise erliegen. Ihre Nahrung ist trocknes Brot und Wasser; nur zum Frühstück erhalten sie eine elende Wassersuppe, mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche Arbeiten thun müssen, denen jede menschliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von besonderem Fleiß und

auszeichnender Geschicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen sie ihr jammervolles Daseyn sich erleichtern können. Ihr Lager sind hölzerne Bänke, auf denen sie sich nicht ausstrecken können; ihre Kleider tragen sie, bis diese in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher sind an ihre Bänke neben einander geschmiedet, die ihnen zum Sitze, zur Lagerstatt, zur Aufbewahrung ersparter Bissen dienen, und von denen sie sich nur wenige Schritte entfernen können, so weit es nämlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müssen sie arbeiten, verlassen ihn nie, athmen nie reine Luft, sehen die Sonne nie und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die minder Schuldigen sind die, welche wir in den Werkstätten des Arsenals die schwersten Arbeiten thun sahen; die Glücklichsten werden zuweilen in die Stadt geschickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was niemand anders unternehmen mag; über allen aber schwebt immer der Stock der Aufseher und fällt beim kleinsten Versehen in unbarmherzigen Schlägen auf sie nieder. So sahen wir

sie zählen wie eine Heerde Vieh und eintreiben zu ihrem entsetzlichen Nachtlager, sechstausend Menschen, denn so groß ist die Anzahl der jammerbelasteten Elenden, die hier zum Theil in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abend eine noch weit schrecklichere Nacht einbrechen zu sehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieser grausenvollen Nachbarschaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichstes Füllhorn hier ausschüttete. Wenn nun einmal Flammen das Arsenal ergriffen, die Riegel, die Ketten sprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieser sechstausend Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke ist einer der fürchterlichsten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit.

Beim Ausgange aus dem Arsenale kamen wir noch bei dem Bassin vorbei, dessen Modell uns früher gezeigt ward; wir sahen die Schleuße, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienschiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelst welcher es die Galeerensclaven wieder lee-

ren müssen, wenn das beschädigte Schiff hineingelassen ist. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer seinem Elemente war seine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unser Maltheserkreuz zurück und hielten noch den Abend großen Rath wegen der morgenden Reise nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwei deutsche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichsten beschrieben; besonders an einer Stelle desselben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, sollte es fast unmöglich seyn, ohne Halsbrechen davon zu kommen. Wir waren mit unserm Entschluß in dieser großen Gefahr bald fertig, denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an bösen Stellen aussteigen, im Nothfall auch wohl die ganze kleine Strecke zu Fuße zurücklegen; aber unsere Engländerin befand sich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernst, daß Angst und Schrecken sie im Wagen wahnsinnig machen würden, und zum Gehen war ihr

der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminösen Gedanken, ihr das Reiten vorzuschlagen, was sie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward schon bestellt, als es ihr auf einmal einfiel, daß sie gar nicht reiten könne, und so waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Bescheiden und halb ängstlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Esel vorzuschlagen; das war das Rechte! Miß Lucy war vor Vergnügen über diesen Vorschlag außer sich und bat, ihr ja gleich ein solches, von ihrem verehrten Yorik so hochgeschätztes Thier zu besorgen. Aber der Esel, der des Glücks theilhaftig werden sollte, die schöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone seines Geschlechts seyn, das ward dabei ausbedungen: sanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten und hauptsächlich mit einem bequemen Damensattel nach englischer Weise versehen. Der Wirth machte bei jeder neuen, ihm genannten Eselsqualität einen tiefen Bückling und verpfändete sein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch diesen Abend zu durchstöbern, um diesen

Phönix unter den Eseln aufzufinden, und damit wurden wir denn alle beruhigt. Miß Lucy war vor Freude außer sich, wenn sie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um beim herrlichsten Wetter abzufahren, sahen wir mit Erstaunen auch ihren Wagen angespannt. Ihr war besserer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen, sie hatte beschlossen wie andre Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Esel aufgegeben, der indessen völlig gerüstet zu ihrem Befehle dastand. Unterwegs aber ergriff sie aufs Neue die Reue, da wir ohngefähr in der Mitte des Weges einer wahrscheinlich kranken Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaise von Menschen getragen ward. Schmerzlich bedauerte Lucy, nicht auf diesen Einfall gekommen zu seyn, und wenig fehlte, so wäre sie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hieres.

Unser Weg führte uns zuerst über eine weite, herrlich angebaute Ebne; die Felsen von Toulon blieben seitwärts liegen. Der Weg ist zwar mit Steinen besäet, die uns manchen unangenehmen Rippenstoß versetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorsicht brauchen mußte, aber durchaus nicht so gefährlich, als er uns beschrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwischen Paris und Bordeaux zu unserer eigenen Verwunderung glücklich überstanden. Selbst die so grausend beschriebene pièce de toile ist nur ein großer, etwas sumpfiger Fleck, auf welchem freilich ein Wagen umwerfen konnte, wenn der Fuhrmann sich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köstlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narcissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder, Balsamduft von Lavendel und unendlich vielen

Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrten, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den schönsten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraße. Auch beim besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hieres selbst liegt auf einem steilen Felsen und ist ein enges, schmuziges Nest, aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof, er heißt auch l'hôtel des Ambassadeurs, wie der in Marseille, die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschloßnen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir alle sprachlos da

vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt sich sanft hinab bis an's Gestade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Fluth, schwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hierischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das blauliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige.

So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch, ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Verein, die Bäume blü-

hen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis als einer seltnen, furchtbaren Naturerscheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch soll die Luft dann weniger gesund seyn, weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt, aber im Frühling, im Herbst, besonders im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres sehr humanisirt, doch ist besonders dem Landvolke dieser Gegenden nicht zu trauen. Man sagt, sie seyen wild, falsch und raubsüchtig; beim kleinsten Anlaß wallt ihr schnell rollendes Blut im heftigsten Zorn auf, und verleitet sie oft zu

Unthaten, die sie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felsen, besonders in das zum Räuberhandwerke so wohl geeignete Thal von Oliulles, wo sie dann oft in Gesellschaft morden und rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit sie erfassen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen desselben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von diesen fallen viele in unvollkommnem Zustande ab und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbste; sie reifen unterwegs. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich und erfor-

dert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume ist die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat letzteres bei dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden und allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dies ist sehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen, so gut er kann. Wir besuchten beide berühmte Gärten, zuerst den des Herrn Fille, als den bedeutendsten wegen der Menge Orangenbäume, die er enthält, und deren Anzahl man uns auf zwanzigtausend angab. Sie bringen ihm, wie man sagt, jährlich sechzigtausend Franken ein, obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groschen bezahlt wird. Unmöglich ist es, die unendliche Pracht und Schön-

heit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in alle Nuancen von Grün spielenden, glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine grüne Früchte neben ganz goldnen, an Farbe und Größe bei weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander, in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann.

Im natürlichen Zustande hat der Orangenbaum eine ganz andere Gestalt als in unsern Orangerien. Ihm fehlt der hohe Stamm; die

Zweige wachsen nur wenige Fuß über die Erde heraus, sie breiten sich gewaltig aus und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamme sind die Bäume von großem Umfang, und die starken, gewaltsam ins Weite strebenden Zweige geben ihnen ein schönes, kräftiges Ansehen. Ein sehr hübsches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in diesem Götterhain. Mit den seltensten Blumen geschmückt, breitet sich ein wunderschönes Parterre vor dem Eingange desselben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberosen mögen wir kaum erwähnen, die findet man bei jeder Bauernhütte, aber neben ihnen funkelten hier die Amarillis im Purpurkleide und die köstlichsten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die Yucca gloriosa, die Fuchsia coccinea, die Datura arborea und viele andere von unsern Treibhausblumen stehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freien, beschattet von der Mimosa Farnesiana, dem Jasminum sambac., die wir kaum erkannt hätten, so üppig grün-

ten und blühten sie. Die auserlesensten Bäume umgeben dieses Blumenland und das Haus, besonders herrliche gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmusen von einer nie zuvor gesehenen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt gebliebene Arten der Hesperidenfrüchte, unter deren Gewichte die schlanken Zweige sich tief beugten. Muntere goldene und silberne Fischchen plätscherten in einem kleinen krystallhellen Wasserbecken, mitten unter den Blumen und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum erstenmal ihren Yorik und alle Citationen ihrer Dichter; sie hüpfte unter den Blumen herum wie ein fröhliches Kind und wurde uns in dieser natürlichen Art sich zu freuen, um vieles lieber.

Im zweiten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, selbst entgegen, um uns in seinem Paradiese herum zu führen; ein schlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber seine hohe Gestalt nicht beugen

konnten. Unser Entzücken über alles, was wir sahen, schien ihm große Freude zu gewähren, und recht våterlich sorgsam bemühte er sich, uns auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen. Sein Garten schien uns noch größer als der des Herrn Fille, aber die Orangenbåume nehmen nur ungefähr zwei Drittel des Raumes ein; die edelsten Fruchtbåume und viele andere aus dem Auslande, die aber hier einheimisch wurden, wachsen in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagonybaum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Äther strebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie gesehen, besonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemålde gibt nur eine Idee von dem Eindrucke, welchen die hohe, dem Süden so ganz eigen angehörende Gestalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig ist es, daß man in diesem schönen Lande nicht mehrere pflanzt; sie gedeihen herrlich und lohnen jedes Jahr zwei Mal mit ihrer süßen Frucht. Herr Beauregard besaß sonst zwei dieser edlen Bäume, sie standen dicht neben einander; aber der eine

davon ist abgestorben, und seitdem bringt der zweite keine reifen Früchte mehr, mit denen er sonst, ehe er einsam stand, im Überflusse seinen Pfleger lohnte.

Außer den seltensten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichsten Blumen und unglaublich viel Gemüse von allen Gattungen. Er sagte uns selbst, daß er jährlich allein aus den Artischocken über tausend Franken löst, obgleich dies Gemüse hier sehr wohlfeil ist. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblick dieses Greises, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er selbst gepflanzt hatte, und der mit so inniger Liebe an seiner Schöpfung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl schon unter seinen Blumen, nach einem langen glücklich thätigen Leben. Leicht sey ihm die Erde, die er schmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reisenden, wollten wir zu den Hierischen Inseln herüber schiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle

Welt in Hieres uns versicherte, daß wir dort nur wilde, waldbewachsene Felsen, aber durchaus keine Cultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte also an dem unbeschreiblich schönen Anblick dieser Inseln vom festen Lande aus. Die größte derselben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle steht darauf, übrigens ist sie durchaus mit wildem Gehölze bewachsen, besonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fischerfamilien sind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inseln, welche in der Mitte liegt, heißt Port-cros; auch diese hat eine Citadelle, ist fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt als Porquerolles. Die dritte Insel liegt vom Lande am entferntesten; sie ist ganz öde und unbewohnt, nur die algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um sich mit frischem Wasser an einer kleinen Quelle zu versehen, die dort dem Felsen entquillt.

So hatten wir also den schönsten und weitesten Punkt unserer Reise erreicht, wir hatten Hieres gesehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradiese der Welt, und

doch läßt sich so wenig davon sagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittere Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerstörte Brust wieder stärken kann, so ist es Hieres. Dieser ewige Frühling, dieser reine dunkelblaue Äther, diese Sonne, diese Düfte, diese Nachtigallenlieder müssen den zerrüttetsten Nerven wieder Spannkraft geben; in diesen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur süßen Wehmuth werden, wenn es auf dieser Welt noch irgend möglich ist.

Der Ort ist zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten sich immer viele einfinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Gesellschaften wie überall. Kranke, wie wir sie meinen, würden wohl wenig Freude daran finden; uns selbst, in der Fülle der Gesundheit, schien der Gedanke unerträglich, das unruhige Treiben der großen Welt oder vollends eines Brunnenorts hier

im schönsten Tempel der Natur sehen zu müssen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geist erhebt und Genüsse bietet, die sich mit jenem lärmenden Wesen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns den Morgen nach unserer Rückkunft in Toulon auf den Weg, um noch den Abend Marseille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres diesen Plan vortrefflich gefunden, aber so wie sie die Orangenhaine nicht mehr sah, kehrte sie auch wieder zu ihrem gewohnten Wesen zurück. Sie ließ uns sagen, sie müßte durchaus bis zehn Uhr im Bette bleiben und dann noch hartgekochte Eier essen, ehe sie sich neuen Ermüdungen aussetzen könne, daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutz da lassen und selbst für uns nach unserm Willen handeln. Das thaten wir denn auch und sahen sie wirklich erst den andern Abend in Marseille anlangen. Die armen Pferde hatten am mehresten dabei gelitten, weil ihre Herrin beide Tage erst um elf Uhr ausfuhr, also gerade in den heißesten Stunden unterwegs gewesen war; und John fluchte

nach Herzenslust über die Provence, wo die Sonne so ungemein heiß ist, und pries das milde Klima von Altengland.

Unsere Rückreise von Toulon nach Marseille fiel gerade auf einen Feiertag; die ganze Gegend, durch welche wir kamen, glich einem großen ländlichen Feste, überall ertönte die lustige Pfeife und das Tambourin, nur im dunkeln Thale von Olliulles war alles öde und still. Das junge provençalische Volk tanzte im Freien, umgeben von einem großen Kreise von Zuschauern, die allem Ansehen nach längst ausgetanzt hatten. Die bunten Tücher flatterten von den Locken der sehr hübschen Mädchen, andere trugen weiße Mützen oder runde schwarze Hüte, alle waren im Sonntagsschmuck, bewegten sich recht grazienhaft zum Takte des Rondelay und sahen allerliebst aus mit ihren großen schwarzen Augen; viele waren sogar recht weiß von Farbe; alles blüht, alles gedeiht unter diesem schönen Himmel. Wir bedauerten Miß Lucy, daß sie dies allgemeine Fest nicht sah, das war denn

doch einmal ihres Yoricks: „viva la joya, si donc la tristessa!“

Wenige Tage nach unserer Rückkunft in Marseille mußten wir leider zur Abreise Anstalt machen. Ungern verließen wir die schöne Stadt, ihre herrlichen Umgebungen, in denen es uns so wohl gewesen war, den kleinen freundlichen, geistreichen Kreis, der uns gastlich aufnahm und uns zum einzigen Zufluchtsort gegen die übrige, so wenig zusagende Gesellschaft in Marseille ward. Den südlichsten Punkt unsrer Reise hatten wir erreicht; die Deichsel unsers Wagens ward wieder dem Norden zugewendet, wir sahen dies nicht ohne ein trübes Gefühl, obgleich wir wohl wußten, daß unserer noch viel Schönes harrte, ehe wir die Heimath wieder erreichten.

Wenige Tage vor der Abreise weckte uns um drei Uhr des Morgens ein gewaltiges Hin- und Herlaufen und Streiten vieler Stimmen im Hause. Der Lärmen näherte sich unsern Zimmern, wir hörten unsern Bedienten wecken und vernahmen durch die Thüre: die Polizei sey da, um unsere

Papiere zu sehen. Die Pässe waren ihr schon zweimal vorgezeigt, die konnte sie doch wohl nicht wieder verlangen; und was sie mit unserm unschuldigen Tagebuch und unsern Briefen anfangen wollte, war uns unbegreiflich; doch nahmen wir im Stillen unsere Maßregeln, sie ihren Spä-herblicken zu entziehen, und bereiteten uns, die Thüre zu öffnen, sobald es verlangt würde. In einem großen Gasthofe uns gegenüber war auch alles in Bewegung, wir sahen Lichter in allen Zimmern und emsiges Hin- und Wiederlaufen vieler Leute. Der Lärm entfernte sich indeß von unserer Thüre, währte aber im Hause noch lange fort; alle Thüren wurden geöffnet, selbst die der unbewohnten Zimmer über uns, nur wir, Miß Lucy und eine kranke deutsche Dame blieben von allen im Hause wohnenden allein verschont, weil der Wirth sich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden seyn würden.

Beim Frühstück erfuhren wir denn, daß zur nämlichen Stunde in allen Gasthöfen der Stadt

eine allgemeine Haussuchung von Polizei wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren suchten und auch wohl fanden: denn alle Diligencen nach Paris waren an diesem Tage wieder mit Gefangenen und ihren Wächtern besetzt. Aus dem Gasthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen, aus unserem wollte man doch auch nicht ganz leer gehen und bemächtigte sich daher eines ganz frisch ausgeflognen jungen Straßburgers, der bei der Ankunft vergessen hatte, seinen Paß der Polizei zu präsentiren, und es sich nun dafür gefallen lassen mußte, den Rest der Nacht auf der Hauptwache zu verschlafen. Doch wurde er in Marseille zurückgelassen und der Wirth hoffte, ihm seine Freiheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Polizei, so wie wir außer dem Bette waren; stillschweigend legten wir ihr unsern Paß hin, stillschweigend sah sie ihn an und ging wieder; nach andern Papieren ward weder bei uns noch den übrigen Fremden gefragt. Diese an sich unbedeutende Begebenheit trug aber doch

dazu bei, uns den Abschied von Marseille zu erleichtern, und machte auch auf die übrigen Fremden einen so unangenehmen Eindruck, daß die mehresten bald abreiseten wie wir.

Reise von Marseille nach Lyon.

Bis Orgon blieb unser Weg der nämliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird das Land ebner, die Felsen weichen zurück, die Olivenbäume verschwinden allmählig und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Diese sind sehr schön und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man sie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So sind sie oft ganz kahl und traurig anzusehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt sich sonderbar aus, wenn Bäume der nämlichen Gattung, zum Theil frisch belaubt,

zum Theil mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander stehen. Weiterhin kamen wir durch ein höchst fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Überfluß wächst. Nur die Cypressen, die Feigen- und Maulbeerbäume, die warme, südliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutschland waren: denn viele, am Ufer lustiger Bäche üppig wachsende, himmelhohe Buchen, Linden, Pappeln und flüsternde Weidenbäume begrüßten uns recht heimathlich, wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen, ganz unscheinbaren Flecken Noves, in welchem dem göttlichen Sänger Petrarca die Sonne seines Dichterlebens aufging: denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben sich die düstern Kalkfelsen des durch seine Lieder und seine Liebesklagen berühmt gewordnen Vaucluse; näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher, nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance setzen. Sie ist nicht breit, aber ein tückischer, reißender Bergstrom, der oft, wenn der Schnee

in den piemontesischen Alpen schmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überschwemmt und durch sein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Überfahrt unmöglich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabei unbändig genug, so daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unserm mächtig hin und her schwankenden Schifflein am andern Ufer ausstiegen.

Der erste Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours, eine sehr reizende Promenade, die zwischen dem Ufer der Rhone und der Außenseite der nicht bedeutenden, aber zierlich gehaltenen Wälle rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittags; die Einwohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzosen an diesem Tage und spazierten im besten Putz gar gemüthlich im Schatten der dreifachen Reihen hoher Platanen. Lustig hin und herkreuzende Böte belebten die silberne Fläche des breiten Stroms, den hier drei große waldige Inseln verschönern; ferne blaue Berge

kränzen den Horizont des entgegengesetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reizenden Anblicks: denn unser Postillion fuhr uns fast um die ganze Stadt herum; desto abschreckender aber erschien uns diese, als wir durch ein dunkles Thor hineinfuhren. Schmutziger, enger und düsterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große palastähnliche Gebäude, Überbleibsel aus den Zeiten, wo die Päpste in Avignon residirten; aber sie sehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunkeln Häusern umgeben. Auch der ehemalige päpstliche Palast ist jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern sich indessen recht malerisch ausnehmen. Überhaupt trägt alles in Avignon ein unheimliches, zerstörtes Ansehen. Die wilden Gesichtszüge des Volks, seine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde haben etwas unbeschreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran,

welch ein Schauplatz jeder möglichen Laster und Gräuelthaten diese Stadt sowohl früher zu den Zeiten der Päpste, als später während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schrekkenstagen derselben stieg die Wuth des Volks hier auf's Höchste; alle Einwohner schienen in blutdürstige Tiger verwandelt und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung selbst das dem Menschen Heiligste.

Nichts konnte uns sonach zu einem längern Aufenthalt in Avignon reizen, als nur nöthig war, um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluse wallfahrten wollten. Reisende, die dort gewesen waren, versicherten uns, daß nur Petrarca's Name der Gegend einigen Reiz verleihen könne; der Wasserfall sey als solcher unbedeutend, besonders in dieser trocknen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Steinwüste von Oliulles. Unser Gastwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchst abschreckende Beschreibung von dem entsetzlichen, in fünf Stun-

den kaum zu fahrenden Wege; dennoch versprach er uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwei Pferden zu verschaffen, weil wir mit dem unsrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen seinen Vorschlag an und sahen am andern Tage nach langem Warten einen elenden zweirädrigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat, ein Kabriolet zu nennen, bespannt mit einem blinden Karrengaul und einem lebenssatten Maulesel; der Führer, ein großer, sehr wild aussehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwei von uns hätten auf dem schönen Fuhrwerke zur Noth Platz gehabt; und gerade den beiden, die des Schutzes am bedürftigsten waren, lag am mehresten daran, den Quell von Vaucluse zu sehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns diesem Menschen, dessen Sprache wir nicht verstanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Gespann uns durch eine wilde Gegend schleppen zu lassen, deren Einwohner allgemein für Räuber gelten, und dabei vor der Nacht nicht wieder zurückkommen

zu können, vielleicht gar erst am andern Tage, schien uns dennoch nicht rathsam. Über das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verstrichen; ein anderes Fuhrwerk, war, den Versicherungen des Wirths zufolge, nicht zu haben. Alles dieses bewog uns, obgleich mit schweren Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und so verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluse gesehen zu haben, nachdem wir noch die Stadt in näheren Augenschein genommen hatten.

An den schönen Ufern der Rhone vergaßen wir bald unsere getäuschte Erwartung. In Sorgue, dem ersten Orte, wo wir die Pferde wechselten, trat ein Mann an unsern Wagen, um uns seine Dienste anzubieten, welcher jetzt bei der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte: denn als Botengänger gibt es in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht seines Gleichen. Er überreichte uns seine gedruckte Adresse, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete und viele Zeugnisse seiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten

und bedeutenden Männern unterzeichnet, die sich seiner bedient und ihm ansehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer, hagerer, Mann von sehr rechtlichem Ansehen, der in gutem Französisch recht vernünftig sprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bei uns gehabt zu haben: denn unter seinem Schutze hätten wir das gefahrvolle Abenteuer von Vaucluse wohl bestanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bei weitem die eines Pferdes: denn von Avignon bis Marseille, ja bis Toulon geht er in vier und zwanzig Stunden, bis Montpellier in zwei Tagen, bis Paris in sechsen; und überall ist er bekannt. Sein Sohn, damals ein Knabe von neun Jahren, ging sogar schon zwei deutsche Meilen in einer Stunde; so sehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft stärken und ausbilden. Mit mehr als tausend Louisd'oren in Gold belastet dieser Bote sich nie, weil er dann noch einen Karabiner und Pistolen mitnimmt, um sich im Nothfalle seiner Haut zu wehren, auch zieht er sich dann ganz schlecht an, um der Aufmerksamkeit der

Räuber zu entgehen, von denen, seiner Aussage nach, diese Gegenden nicht frei sind.

Zwischen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land; dazwischen erblickten wir wieder unsere lieben Olivenbäume und athmeten balsamischen Kräuterduft der Provence. Eine am Wagen nöthig gewordene Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderschönen Wiese im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut französisch sprach, redete uns an; sie trug ein allerliebstes Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm, und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhut vertraut schienen, spielten lustig um sie her im blumigen Grase. Allen diesen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und das geschieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung: hier wo noch vor wenig Jahren der Aberglaube in dieser wohlthätigen Vorsichtsmaßregel einen Eingriff in die Rechte Gottes sah und eine Todsünde damit zu begehen

glaubte. Die Frau erzählte uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt diese erfordert, wie sorgsam die Blätter gewählt werden müssen, daß sie nicht zu alt, nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk sind, aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieser Gegend, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, alle wohlhabend macht. Touchés là, sagte die Frau, da der Wagen fertig war, und schüttelte uns recht treuherzig die Hand; wir erwiederten gern diese ächt deutsche Begrüßung und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Namen Arausia war dieser Ort einst zu den Zeiten der römischen Herrschaft eine beträchtliche, schöne Stadt, jetzt ist er ein so

schmuziges, winkliges Nest, als nur irgend ein Städtchen im südlichen Frankreich es seyn kann. Doch finden sich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verstümmelten Inschriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häusern, die, ohne Wahl, ohne einige Rücksicht auf ihren Werth und ihre Bedeutung, gleich gewöhnlichen Mauersteinen, bei Erbauung derselben benutzt wurden. Die Überreste eines römischen Theaters verbergen jetzt zum Theil die dunkeln Mauern eines Gefängnisses für gemeine Verbrecher, theils liegen sie versteckt zwischen ekelhaft schmuzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geschichte der Kunst könnte einen Antiquar bewegen, sich in diese widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entsagten ihrem Anblick und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltnen, des Triumphbogens des Marius, der sich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebne stolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange sich nahend, dennoch einen höchst imposanten Effekt schon aus der Ferne macht.

Das ganze Prachtgebäude ist sechs und sechzig Fuß lang, sechzig Fuß hoch, und bildet drei dicht neben einander stehende Bogen, von denen der mittlere beträchtlich größer ist als die beiden ihm zur Seite. Das Innere des Gewölbes bedecken bei allen dreien, in höchst zierlichen Mustern, zusammengesetzte Rosetten von Bildhauerarbeit, und Gewinde von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfassen die Öffnungen der Bogen; alles daran ist mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet und höchst vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigsten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier korinthische Säulen schmücken sie, zwei davon an den Ecken, und zwei in dem Zwischenraume, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Diese beiden Säulen unterstützen einen dreieckigen Giebel, welcher sich über den mittleren Bogen erhebt. Eine mit einem schönen Gesims und einem Basrelief reich geschmückte Attika ragt über den Giebel und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittlern Bogen stellt ein sehr

wildes Gefecht zwischen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite desselben sind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite ist ganz eingefallen. Über den beiden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, sind aus Schiffsschnäbeln, Ankern, Dreizacken, Rudern und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zusammengesetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über den Bogen zwischen den Säulen, andre Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewandte Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beschriebnen, nur haben Wind und Wetter sie weit mehr zerstört. Von den vier korinthischen Säulen stehen nur noch zwei, und die Basreliefs sind zum Theil ganz vernichtet, zum Theil fast unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte ist ziemlich wohl erhalten, es stellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Von der einen Trophäe neben dem Giebel sind nur wenige Spuren noch sichtbar, die darunter über dem einen kleinen Bo-

gen fehlt ganz, hingegen ist die über dem zweiten beinahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenstücken sie bilden, lasen wir das Wort „Mario“ ganz deutlich, auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen sind Namen eingegraben, die aber so verwittert dastehen, daß es uns unmöglich war, sie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen schmalen Seite des Gebäudes sind gänzlich zerstört, die andern schmücken vier kannelirte korinthische Säulen und theilen sie in drei gleich große Zwischenräume; in jedem derselben sind Trophäen von Fahnen, Kürassen, Schilden, Helmen und andern Waffenstücken angebracht, und unter jeder von diesen zwei fast unkenntlich gewordne Figuren, die uns wie gebundne Kriegsgefangne vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen ist eine Reihe neben einander stehender Fechter abgebildet. Über die beiden mittelsten Säulen erhebt sich ebenfalls ein dreieckiger Giebel, in dessen Mitte befindet sich ein halber Kreis, in welchem eine Figur sichtbar ist, die uns wie ein altes Heiligenbild erschien, wahr-

scheinlich also neuern Ursprungs ist als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreises, noch innerhalb des Giebelraums, ist ein fast unkenntlich gewordnes Füllhorn angebracht, und zwei Nereiden lehnen sich an die oben spitz zusammenlaufenden Seiten des Dreieckes, so er bildet; die über ihn sich erhebende Attika schmückt ein zierlicher Fries.

Nach langem und vielem Streiten sind die Alterthumskenner übereingekommen, dem Marius die Ehre dieses Triumphbogens zuzuschreiben, weil er in dieser Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held übrigens auch ein andrer gewesen seyn, dessen Andenken dies Prachtgebäude verewigen soll, uns genügte die hohe Schönheit seines Anblicks, ohne weiteres Grübeln über die Geschichte desselben, und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieser Stelle das Blut vieler Hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergossen ward. Mit ausgesuchter Grausamkeit hatten die Tiger von Avignon die Guillotine neben diesem Bogen er-

richtet; die angesehensten, achtungswerthesten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hieher unter bittrer Verhöhnung geschleppt und fanden nur Ruhe unter dem mörderischen Beil. So bezeichnen die schrecklichsten Unthaten fast jeden Schritt in diesem, vom Himmel mit allem, was der Mensch zum ruhigen Glück bedarf, reich ausgestattetem Lande.

Rasch ging es nun vorwärts, längs den schönen Ufern der Rhone, durch ein sehr kultivirtes Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer großen Procession. Wohlbeleibte Priester ließen sich von Chorknaben die langen Schleppen nachtragen, weiß verschleierte Devoten pipten lateinische Gesänge, von denen sie kein Wort verstanden, hinter ihnen drein zogen die Männer in weißen Weiberröcken und zu engen Hemden über ihre Kleider; in den Händen trugen sie große brennende Wachskerzen, mit denen sie sich ängstlich hin- und herdrehten, damit der Wind sie nicht

ausblase. Der ganze Aufzug kam uns nicht besonders erbaulich vor, und manche komische Gruppe erregte unsre Lachlust auf das unwiderstehlichste, so daß wir froh waren, die Schaar der Frommen bald hinter uns zu wissen. Man sah es zu deutlich, Priester und Laien waren in der langen Reihe von Jahren, in denen dergleichen nicht gestattet wurde, aus der Übung gekommen und wußten nicht mehr recht, wie sie sich dabei zu benehmen hatten.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landstädtchen Montelimart. Die Lage dieses Orts ist himmlisch schön, dicht vor den Mauern desselben vereinen sich zwei kleine Flüsse und strömen dann, lustig eilend, der mächtigen Rhone zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land, denn die Dauphiné ist eine der schönsten Provinzen Frankreichs; nirgend sahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählig verschwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provence, auch die Maulbeerbäume werden seltner, aber unzählige große

Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man sehr gutes Öl preßt, welches in diesen Gegenden, wie das Olivenöl in der Provence, im Haushalt allgemein benutzt wird. Die schneebedeckten Häupter ferner hoher Gebirge leuchteten zu uns vom fernsten Horizont herüber, die Luft war Wohlgeruch, und tausend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Busch, jedem Baume, denen wir vorüber kamen.

Wir sahen manches freundliche Dorf, manches artige Städtchen an diesem Tage. Alle sind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuser und Mauern baut man in diesen Gegenden häufig von Pisai, so nennt man hier die aus gestampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris belegnen Charenton hatten wir Gelegenheit gehabt, diese Bauart näher kennen zu lernen. Die zu diesem Zwecke von Natur dienliche oder durch Kunst dazu bereitete Erde wird, beinahe trocken, in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quadersteine fest gestampft. In einem Tage trocknen diese

künstlichen Steine genug, so daß man sie, von der Form befreit, umwenden kann, in ein paar Tagen sind sie ganz hart und können, wie andre Steine, mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund solcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weise aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen, sahen sie wie andre Häuser aus, auch kann man darauf mit Leimfarben malen wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erscheinen ungewöhnlich stark, das gibt einen kleinen Übelstand, übrigens aber sind diese Häuser sehr trocken und warm, man kann sie zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch bauen, und sie kosten nur etwa den achten Theil dessen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nämlichen Größe kosten würde. Zur Umfassung von Gärten, Weinbergen und andern großen Plätzen, die einer Ringmauer bedürfen, ist diese Art von Mauern als zweckmäßig und wohlfeil besonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Bereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß, in der Dauphiné aber würde man sie

leicht erfahren, da dort der größte Theil der neueren Gebäude aus Pisai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikstadt Valence fanden wir unsere Miß Lucy wieder; zwar war sie ein paar Tage früher als wir von Marseille ausgereist, aber mit eignen Pferden geht die Reise weit langsamer als mit französischer Extrapost, besonders wenn man nicht früh aufstehen kann. Wir freuten uns gegenseitig über dies Wiedersehen, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zusammen zu treffen. Nicht weit hinter Valence setzten wir in einer Fähre über die Isère. Sie ist, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder, tückischer Bergstrom, der oft weit umher das Land durch Überschwemmungen verwüstet. Dennoch sind die Umgebungen dieses Gewässers höchst reizend und mannichfaltig, sowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf die das Ufer kränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüber blicken.

Nicht lange währte es, so waren wir wieder ganz nahe der uns so lieb gewordenen Rhone.

Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen bespülte Städtchen Tain; es liegt zwischen dem Strome und hohen malerischen Felsen, die sich dicht dahinter erheben, wie eingeklemmt, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet sich der Weg durch ein wunderschönes Thal, immer längs dem Strom, bis St. Vallier; die Felsenreihe, an deren Fuß er hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie, den ganzen Tag erglüht sie im Strahl der Sonne, die hier den berühmten Eremitagewein kocht, und ihm seine, ihn vor allen französischen Weinen auszeichnende, feurige Kraft gibt; auch ranken sich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchsten Felsengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt fast noch schöner als Tain; wir blieben die Nacht im Posthause und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere Dunkelheit und das Geschnatter einiger Comödiantinnen, die eben mit ihren Verehrern auf der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen

Gegend schienen auf diesem lieblichen Flecke versammelt; dumpf brauste der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehte uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die malerischen, einem Garten gleich angebauten Felsenufer bekränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich früh in Vienne an, die Rhone blieb uns auf dem Wege dahin immer zur Seite und durchströmt ein paradiesisches Land. Gegen Vienne zu, erheben sich höhere Felsen, wir mußten über Berg und Thal, aber Getreidefelder, herrliche Bäume, blühende Wiesen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felsen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall ist das Land angebaut, wie in England oder den schönsten Gegenden des fruchtbaren Holsteins.

Vienne.

Diese zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Ursprung sich in das graueste Alterthum verliert, ist jetzt ein enges, schmutziges Nest, ein wahrer Knäuel von dunkeln, verworren durch einander sich windenden, schmalen Straßen; doch bringen viele Tuchfabriken, Drahtziehereien, Seidenspinnereien und Kupferhämmer einiges Leben und anscheinenden Wohlstand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergstrom, die Gère, setzt viele Hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung, theils in der Stadt selbst, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entspringt auf einem nahen Felsen, an dessen Abhang mehrere künstlich angelegte kleine Kaskaden sie zu verweilen und dem Menschen bei seiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach so vollbrachtem Tagwerk eilt sie dann der an den Mauern der Stadt vorüberströmenden Rhone zu, die sich nicht zwingen läßt, und setzt, mit ihr vereint, den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele aus Pisai erbaute, recht hübsche Häuser, doch sind

alle im Verhältniß niedriger als die sonst in Frankreich gewöhnlichen Häuserkolosse von sieben bis acht Stockwerken; es scheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreißig Fuß aus Pisai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele wohlerhaltene Denkmäler vergangener Pracht und Herrlichkeit stolz seyn, wenn nicht die Barbarei späterer Jahrhunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beim Hereinfahren zog ein altes römisches Grabmal unsere Aufmerksamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wiese, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es sich in Pyramidalform, etwa gegen siebenzig Fuß hoch. Das Fußgestell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geschmückt, die Seitenwände desselben haben große bogenförmige Öffnungen, wie Thore, die den freien Eingang in das Gebäude verstatten, so daß man darin unter dem platten Dache, womit es bedeckt ist, wie in einem kleinen offnen Tempel herumgehen kann. Auf diesem platten

Dache steht die aus Quadersteinen erbaute Pyramide; merkwürdig schien es uns, daß sie ganz allein auf der Bedachung des eben beschriebnen Piedestals ruht, ohne die Seitenwände desselben zu berühren, weil ihre Basis nach allen Seiten beträchtlich kleiner ist als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inschrift, kein Bildwerk ziert dieses Monument, aber die schlank in den blauen Äther sich erhebende, edle, schmucklose Gestalt desselben macht, bei aller Einfachheit, einen sehr imposanten und schönen Effect. Leider bemerkt man bei genauerer Betrachtung viele Spuren früher und später daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieser Pyramide seinen zerstörenden Muthwillen aus, und beinahe wäre sie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem sie steht, vernichtet worden; zum Glück verhinderte ihn noch ein Verbot der Polizei bei Zeiten daran, diesen Vorsatz auszuführen.

Wem zu Ehren diese Pyramide errichtet ward, ist schwer auszumitteln, da keine Spur einer In-

schrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen sie dem Kaiser August, das Volk aber nennt sie l'Aiguille, die Nadel, und glaubt steif und fest, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieser alte Landpfleger spukt in diesen Gegenden noch immer herum und spielt eine große Rolle in den hiesigen Volkssagen. Nahe an Vienne stehen am Ufer der Rhone noch die Trümmer eines alten, wahrscheinlich von den Römern erbauten Thurms, den das Volk auch den Pilatusthurm nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiser Caligula den Pilatus dort einsperren ließ; aus Verzweiflung erhängte sich dieser im Thurme, sein Körper ward in die Rhone geworfen, und diese wirbelt und schäumt noch immer an der Stelle, wo dies geschah, obgleich der Todte wieder herausgezogen und von einem hohen, nahen Berge, der auch seinen Namen trägt, in einen tiefen Abgrund gestürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geistergestalt umhergeht. Viele aber glauben, er sey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indessen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt sind noch alte Inschriften, Überbleibsel antiker Grabmäler, Trümmer von Säulen und Basreliefs in den Mauern dunkler, schmutziger Gebäude und Ställe. Schlechte steinerne Bänke vor elenden Hütten werden von schönen antiken Kapitälern getragen, überall ist die gegenwärtige Zeit mit der längst vergangenen im grellsten Kontrast. In einer der schmutzigsten Straßen steht ein alter Triumphbogen eingemauert, an dessen innerer Wölbung noch Spuren zerstörter Ornamente von Bildhauerarbeit sichtbar sind. Die Trümmer eines großen Amphitheaters liegen jetzt fast ganz zerstört mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge sieht man alte Mauern, welche der Sage nach einst zu einem römischen Kastelle gehörten. Die sehr große Hitze des Tages verhinderte uns, diesen Berg zu ersteigen, die Aussicht oben wird aber als entzückend schön gepriesen und ist es gewiß auch.

Ein Tempel des Augustus ist das einzige leidlich erhaltene antike Gebäude in Vienne; so

viel man noch davon urtheilen kann, muß er der maison carrée in Nismes sehr ähnlich gewesen seyn. Er bildet wie jenes ein längliches Viereck, und Säulen korinthischer Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von diesen sind noch beinahe unverletzt und zeichnen sich durch trefflich gearbeitete Kapitäle aus, nur die Riefen in den Säulenschäften, welche ihnen ein so elegantes Ansehen geben, sind fast durchgängig muthwilliger Weise zerstört. Der Tempel war in seiner ursprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die schmälere Hinterwand; die schlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Gesimsen und Friesen geschmückte Dach. Mönchische Unwissenheit führte Mauern zwischen den Säulen auf und machte aus dem Göttertempel einen geschmacklosen viereckigen Kasten, um ihn als Kapelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dieses, allen Kunstsinn empörende Verfahren sind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern versteckt

kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemals gewesen seyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beim Anblick dieser, in einem barbarischen Zeitalter vom Aberglauben verübten Versündigung gegen das Schöne ganz heidnisch zu Muthe und Schillers Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinne. Der Tempel ist übrigens keine Kapelle mehr, aber etwas noch ärgeres, eine Gerichtsstube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir, das Museum zu besehen, und fanden einen sehr unterrichteten Mann an dem Aufseher desselben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunst in einer damit verbundenen öffentlichen Erziehungsanstalt ist. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch sehr freundlich und zeigte uns mit unermüdender Gefälligkeit sowohl die im Museum als in seiner eignen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt ist er ein Deutscher, mit Namen Schneyder, hat aber wäh-

rend seines vieljährigen Aufenthalts in Frankreich die Leichtigkeit verloren, sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken, oder auch sie schnell im Gespräche zu verstehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es sich zum Hauptgeschäft, alles zusammen zu tragen und zu retten, was er von Überresten alter Kunst in Vienne und der umliegenden Gegend habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, besonders in dem, der das alte Amphitheater umschließt, auch in Feldern und Gärten finden die Landleute täglich mitunter recht schöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen, sobald sie etwas tief graben, auch Mosaikpflaster, Lampen, Münzen, Urnen, architektonische Verzierungen und kleine Hausgeräthe und Schmuck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm von jedem Funde dieser Art sogleich Nachricht geben; kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, so versäumt er die Gelegenheit nicht; was sich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigstens ab und erwirbt sich so ganz in der Stille ein

unsterbliches Verdienst um die Alterthumskunde. Die Freude daran ist die einzige seines Lebens und auch die einzige Belohnung seiner unbeschreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntschaft machte uns großes Vergnügen; glückliche Menschen zu sehen, ist der erfreulichste Anblick, und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklichern, als diese Sammler, besonders wenn sie an einem Ort wie Vienne leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne sie spurlos verschwände. Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen den vielen, in dieser Hinsicht merkwürdigen Städten des südlichen Frankreichs solche Herren Schneyder lebten, noch besser, wenn alle die zerstörenden Jahrhunderte hindurch dort immer solche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf diese Weise zusammengebracht hat, ist unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er sich beschränken mußte; leider aber besteht sie fast nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Mosaik zogen uns

besonders an, da sie historische Darstellungen enthalten, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Die fast unzählbaren Zeichnungen, welche Herr Schneyder in großen Mappen aufbewahrt, sind alle von seiner eignen Hand bis in's kleinste Detail höchst sauber und zierlich ausgeführt. Was sich an Mauern, in Häusern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegensten Winkeln in und um Vienne von römischen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunstreicher Hand auf und bewahrte wenigstens den Schatten davon vor gänzlichem Untergange. Nur sah er dabei zu viel in die Vergangenheit und suchte die Zerstörungen der Zeit durch seine Phantasie zu ersetzen. Wohl mag alles noch weit herrlicher gewesen seyn, als er es darstellt, aber im gegenwärtigen Zustande hätten wir viele seiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarei des Fanatismus, die hier so viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverstandene Heiligung entheiligte, ist sein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine schöne Säule von verde antico, die vernichtet

ward, um den Altar einer Kirche mit dem kostbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig gearbeitetes Kapital einer korinthischen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inschriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln herunter gehauen wurden, damit diese hernach zu Leichensteinen verbraucht werden könnten.

Bei einer armen Bauerfrau nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, sahen wir die lieblichste Kindergruppe von Marmor, die man sich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um so mehr zu bewundern ist, da die Frau sie vor etwa anderthalb Jahren beim Graben in ihrem Weinberge kaum zwei Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig holte sie ihre Engelein, wie sie sie nannte, aus ihrem Kasten hervor, wo sie, in grünen Flor gewickelt, auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe stellt ein paar Knaben von ein= bis zweijährigem Alter, fast in Lebensgröße

vor, der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel, fest an die Brust gedrückt, und wehrt mit vorgehaltnem Arm den kleinen Bruder ab, der ihm den Vogel entreißen will, und, da er dessen nicht habhaft werden kann, ihn im kindischen Grimme in den Arm beißt. Der ältere Knabe scheint bei dem Bisse des schwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, sondern sieht, halblächelnd, dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdruck und Stellung kann man sich nicht lieblich genug vorstellen. Ein Baumstamm steht jedem der Kinder zur Seite, neben dem älteren windet eine Schlange sich daran herauf, neben dem kleineren kriecht eine Eidechse in die Höhe, welche nach einem Schmetterling schnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleineren Knaben fehlen diesem unbeschreiblich reizenden, antiken Kunstwerk, übrigens ist es ganz unversehrt

Mehrere, welche diese Gruppe sahen, haben allerlei Allegorien darin finden wollen; Herr Schneyder hält sie, wahrscheinlich mit Recht, für Por-

traits zweier Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der sie vielleicht zufällig in dieser Stellung sah und sie so von einer Meisterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechse, den Schmetterling erklärt er für unbedeutende, willkürliche Verzierungen des Künstlers. Die Eignerin dieser Gruppe sah mit einigem Wohlbehagen unserer Freude darüber zu, dann küßte sie ihre Engelein, wickelte sie wieder in den grünen Schleier und legte sie sorgsam in ihr Bette. Arm, wie sie ist, will sie sie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfekt ihr eine, für sie bedeutende Summe dafür geboten hat, um sie nach Paris ins Museum zu schicken. Wenn einmal die Milords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meinte sie, könnte sie sich vielleicht entschließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr sehr schwer fallen würde; sogar von Reisenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte sie sich, und es kostete wirklich Überredung, sie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lange genug bei den Überresten des Heidenthums aufgehalten hatten, besuchten wir auch die große alte Kirche St. Maurice, eine der schönsten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher diese prächtige Kirche steht, gibt ihr ein imposantes und feierliches Ansehen; acht und zwanzig breite steinerne Stufen führen zu ihr hinauf. Die reichen Verzierungen des Portals, die Statuen, welche die Façade schmückten, wurden in der Revolution zerstört und verstümmelt, ohne daß der majestätisch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward sie als Fouragemagazin mißbraucht, jetzt war man eifrig damit beschäftigt, sie wenigstens im Innern wieder herzustellen, um sie auf's Neue zum Gottesdienste weihen zu können. Die prächtigen gemalten Fenster, einige Altäre, vieles schön gearbeitetes altes Schnitzwerk und einige Monumente sind, wie durch ein Wunder, dem allgemein herrschenden Zerstörungsgeist entgangen. Das marmorne Denkmal, welches hier zu Anfange des vorigen Jahrhunderts dem Kardinal Armand de Montmorin errichtet

ward, gehört gewiß zu den besten plastischen Kunstwerken jener Zeit und steht fast unverletzt da. Es ist die Arbeit des berühmten Renatus Michael Slodts, eines Sohnes des ebenfalls rühmlich bekannten Bildhauers Sebastian Slodts, der gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Antwerpen, seiner Vaterstadt, nach Paris zog, wo er in Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden manches bedeutende Denkmal seiner Kunst hinterließ.

Der Sohn übertraf indessen seinen Vater bei weitem. Er brachte eine lange Reihe von Jahren in Italien, namentlich in Rom zu, wo man ihn für einen der ersten Künstler seiner Zeit anerkannte. Dort steht noch, in der Peterskirche, die Statue des heiligen Bruno von seiner Hand. Er stellte den Heiligen in dem Momente dar, in welchem dieser die ihm angetragene Bischofswürde ausschlägt, und sein Werk wird noch immer seines seltnen Kunstwerthes wegen als ein Meisterstück jener Zeit betrachtet und bewundert. Slodts wußte mit ächt niederländischem Kunstfleiß, und dennoch fern von aller Ängstlichkeit, den Mamor

mit unendlicher Sauberkeit zu behandeln und ihm Geist und Wahrheit zu verleihen; er war ein trefflicher Zeichner, seine Gestalten, vor allem seine Gewänder zeichnen durch ungesuchte Grazie und treues Nachahmen der Natur sich aus, und seine Zeitgenossen hielten ihn so hoch, daß sie ihn sogar den zweiten Michel Angelo nannten.

Auch dieses Denkmal des Kardinals Armand von Montmorin vollendete der Meister noch während seines Aufenthalts in Rom, von wo er aber bald darauf nach Paris sich wandte, um dort bis an das Ende seines Lebens zu bleiben. Der Kardinal ruht in halb liegender Stellung, im vollen priesterlichen Ornat; mit der Linken hält er die Rechte seines neben ihm stehenden Nachfolgers, der dieses Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Bischofsstab und die Mitra, welche beide neben dem Sarkophage auf einem Kissen ruhen; ein Genius hält das Wapenschild des Nachfolgers, das des Hauses Montmorin ist an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beiden Kardinäle sind edel und ausdrucksvoll, besonders der des Sterbenden, die

Ausführung des Ganzen höchst vollendet, vorzüglich in den gut gehaltnen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken sind fast bis zur Täuschung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurück zu legen. Zuerst empfing uns ein von der Rhone durchströmtes Felsenthal, dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen waldigen Inseln geschmückten Strome, bald über die Felsenreihen am Ufer, bald tief unten in schattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruche der Nacht die große, einst vor allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schreckenszeit gesetzlich ausgesprochen ward, und die jetzt anfing, sich vom überstandnen Elende langsam zu erholen.

Lyon.

Lyon ist eine der häßlichsten, der schönsten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Residenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen sich zwei große schiffbare Ströme, und die günstige Lage bestimmt sie zur bedeutenden Handelsstadt. Die Saone strömt mitten durch die Stadt und trennt den ältern Theil derselben von dem neuern, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhone erbaut ist. Diese begränzt die Stadt von der Mittagsseite, an dem andern Ufer derselben liegt eine später erbaute kleine Vorstadt. Mit schönen großen Gebäuden besetzte breite Quais schmücken die Ufer beider Ströme, und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt. Beide wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen besetzt, weil die, welche sonst hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt sind bei-

nahe alle sehr enge, schmal, winkelig und krumm, doch sieht man in ihnen viele schöne, oft sieben bis acht Stockwerk hohe Häuser, auch gibt es hier mehrere freie Plätze, zum Theil mit ansehnlichen Gebäuden umgeben, diese aber tragen besonders die Spuren, theils absichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entstandener Verwüstung.

Wir wohnten im Hôtel de l'Europe am großen Platz Bellecour, dem schönsten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsspaziergang der Einwohner war, als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch standen, die eben in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuser lagen jetzt hier völlig zerstört als Schutthaufen da, sie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majestät des Volks, Lyon spurlos zu vertilgen, förmlich dekretirte, weil diese Stadt allein dem Schwarme der wüthenden Republikaner widerstand, und der alten Ordnung so wie dem Könige treu bleiben

wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaisers die Häuser ganz langsam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theile der Stadt, besonders an großen Plätzen, ist die Anzahl der, auf diese Weise niedergerissenen Häuser nicht klein, aber noch größer die Zerstörung, welche die Kugeln der Karmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, besonders an dem Quai längs der Rhone. Hier liegt das sehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einem fürstlichen Palast als einem Hospitale. Zweitausend Kranke und schwache Arme werden in dieser der Wohlthätigkeit geweihten Anstalt, größtentheils von barmherzigen Schwestern verpflegt, aber leider stimmt die innere Einrichtung derselben nicht zu dem prachtvollen Äußern und macht noch manche Verbesserung wünschenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin gesehen, hundertweise liegen die Kranken in großen Sälen zusammen, oft zwei in Einem Bette, Sterbende und

Genesende, und jeder muß neben seinem eigenen Jammer auch noch den der Andern ertragen.

Auf dieses Gebäude richteten die Republikaner mit tigerartiger Grausamkeit recht absichtlich ihre mörderischen Feuerschlünde, und beschossen es mit glühenden Kugeln; die schöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier herein gebracht wurden, vollends tödten und leider wurden auch viele das Opfer ihres unersättlichen Blutdursts.

Eine lange, mit schönen Pappeln besetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge bis zu dem schönsten und interessantesten Punkte in Lyon, da, wo die Saone sich mit der Rhone vereinigt. Die große Wassermasse beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit schönen Landhäusern geschmückten hohen malerischen Felsenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächeren Ufer der Rhone, die Vorstadt auf diesen, alles bildet hier eine entzückend = mannichfaltige Aussicht, die sich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenseits der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche herrlichblühende Pflanzstadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in seinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerstörte Trümmer eines Aquädukts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Paläste und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren versunkener Herrlichkeit, können aber auch nur ihn interessiren, denn kaum läßt sich aus hin und wieder, zwischen elenden Hütten verstecktem, altem Gemäuer die ehemalige Gestalt der einst hier stehenden Gebäude einigermaßen errathen. Der Weg zu ihnen ist höchst beschwerlich, und ihr Anblick im jetzigen Zustande nicht lohnend für den, welcher ohne andern Zweck, als den der Schaulust, sie aufsucht.

Jetzt ist dieser unbeschreiblich schmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu

großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, auch für Findelkinder und Waisen ist gesorgt, doch kann dem Übel dadurch nicht gesteuert werden, denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode. Letztere waren ihnen seit längerer Zeit bei der allgemeineren Einführung baumwollener Zeuge nicht günstig, und das Unheil, welches die Revolution stiftete, zerstörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlstand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählig die Wunden alle heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre schlug. Napoleon suchte freilich durch große Bestellungen für seine ungemessene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben, aber auch diese konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brot und Beschäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen

und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig sogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunstsammlungen existiren hier nicht, die Stadtbibliothek war sonst, als die zahlreichste in Frankreich, nächst der in Paris sehr merkwürdig, aber die Karmagnolen quartirten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche sechs Monate hindurch die Bücher zum Einheizen benutzten. In welchem Zustande also diese Büchersammlung jetzt ist, läßt sich denken.

Das dermalige Lyceum war sonst ein großes prächtiges Jesuitenkloster, liegt am Quai der Rhone, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Aussicht aus den Fenstern desselben auf den Strom und den gewühlvollen Quai ist wunderschön, am schönsten aber von der Terrasse, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliothekgebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauses, eines der schönsten Gebäude in Lyon, steht jetzt ebenfalls verwüstet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, denn die

sie schmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle heruntergerissen oder verstümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhause liegenden ehemaligen Nonnenklosters ist jetzt als Börse der Versammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schwestern, die sonst hier hauseten, es im Grabe ruhig ansehen, daß so viel Männer an dem heiligen Ort jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zuweilen gespenstisch dazwischen fahren, wissen wir nicht, wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Bestimmung recht angemessen sind.

Die nahe an der Börse auf einer Anhöhe erbaute große alte Johanniskirche besuchten wir auch. Das Äußere derselben ist schmuckloser und weniger imposant, als das der Morizkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchst feierlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verschlungene Gewölbe, die hohen, gemalten Fenster erglänzten wie farbige Juwelen

im Stral der gemildert durch sie hindurch schimmernden Sonne, und bildeten wunderbare Reflexe an den kühn emporstrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterstützen. Überall herrschte feierliche Stille in dem großen, der Andacht geweihten Tempel.

Ein sehr künstliches Uhrwerk in dieser Kirche war sonst berühmt, es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Secunden, auch die hohen Festtage, den Mondwechsel, die Jahreszahl und alles, was auf die Zeit Bezug hat, in der man eben lebt. Die Dreifaltigkeit, die heilige Jungfrau, alle Apostel, viele Heilige, selbst der Hahn des Petrus spazierten zu bestimmten Stunden heraus und hinein und machten allerhand Künste. In der Belagerung ward auch dies Kunststück verdorben und wird wohl schwerlich wieder in den vorigen Zustand versetzt werden können.

Vom Thurme der Kirche, den wir bestiegen, überblickten wir die ganze große Stadt zu unsern Füßen und ihre, von zwei großen Flüssen durchströmte, wunderschöne Umgegend. Am fernen Ho-

rizonte schimmerten die schneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen, ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernsten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum erstenmal begrüßten.

Lyons Umgebungen.

Miß Lucy hatte sich ihrem Versprechen gemäß wenige Tage nach unserer Ankunft wieder bei uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterin bei allen unsern kleinen Exkursionen, indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufstehen noch bösen Wegen die Rede war. Die von England so ganz verschiedene und doch so schöne Gegend um Lyon entzückte sie besonders, auch ist deren erster Anblick wahrhaft bezaubernd, besonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht an-

einander gereihte Felsen umgeben hier den Strom an beiden Seiten, und freundliche, mitunter sehr ansehnliche Landsitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Gesträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterschmucke nur an einzelnen Stellen eine Felsenspitze schroff und kahl in malerisch-gezackter Form emporsteigt. Still und silbern fließt der breite, von Böten lebendige Strom, und nur die sehr schöne Chaussée trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuser an beiden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht sehr entfernt von der Stadt, die Insel Barbe mitten in der sich an dieser Stelle sehr ausbreitenden Saone. Sie ist der Lieblingsort der Lionaiser, welche keine eigenen Landhäuser besitzen, das heißt, fast aller aus dem Mittelstande, denn hier hat nicht jeder Schuster oder Schneider seine Bastide, wie in Marseille. Sonntags und an den Feiertagen wimmelt es auf dieser Insel von fröhlichen Menschen, die dort alles finden, was besonders

ders dem Franzosen zum Leben unentbehrlich ist; dahin gehört ein hübscher Garten an dem wohleingerichteten Gasthofe, vorzüglich Musik, Tanz, Erfrischungen, und vor allem Gelegenheit zu schwatzen, zu sehen und gesehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die schönsten um Lyon hält, gehören einem sehr angesehenen Kaufmanne, dem wir addressirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns selbst in seiner schönen Besitzung herum zu führen, dabei erwähnte er wiederholt und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plan des Schlosses zu Versailles erbaut, und dabei hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet sey. Einem Franzosen ist bekanntlich Versailles das erste Wunder der Welt, wir aber konnten nur die Idee etwas wunderlich finden, ein solches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhause zu machen. Unerachtet des sehr verkleinerten Maßstabes hat dies Gebäude noch immer ein schloßartiges, grandioses Ansehen, aber ihm mangelt die zierliche häusliche Bequemlichkeit, die bei einem ländlichen Aufent-

halt uns vor allem wünschenswerth erscheint, und welche den kleineren englischen Landhäusern einen so unbeschreiblichen Reiz gibt. Ein hübsches Blumenparterre vor dem Hause mit zwei ziemlich hohen Springbrunnen, und an beiden Seiten mit schattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la mode de Versailles vor; ist aber doch recht angenehm. Auch sind hier ein Paar Kaskaden, die indessen nur bei festlichen Gelegenheiten angelassen werden, und dann, vom Felsen herabströmend, sich recht hübsch machen. Dicht hinter dem Hause erhebt sich ein steiler, mit Bäumen und Gesträuch bewachsener Fels, mannichfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege schlängeln sich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen sehr reizende Aussichten auf den Strom, auf das entgegengesetzte Ufer und die Insel Barbe. Diesem Theil der Anlagen erzeigt man die Ehre, ihn einen englischen Park zu nennen, denn die Franzosen haben, wie auch hin und wieder die Deutschen, gar sonderbare

Begriffe von dem, was ein solcher Park eigentlich ist.

Die übrigen Landsitze um Lyon sind, bei weniger Prätension, von minder vornehmen Ansehen, mitunter aber auch recht groß und schön. Alle haben eine herrliche Lage und köstliche Umgebungen, aus denen sich viel Schönes machen ließ, doch konnten wir nun einmal den kleineren französischen Gärten im neuern Stil wenig Geschmack abgewinnen, da wir die englischen kannten, wo man bei beschränktem Raum es selten versucht, etwas Großes machen zu wollen, sondern sich mit einem einfachen, mit Blumen geschmückten Grasplatz, und einigen, von blühendem Gesträuch umgebenen, schattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen altfranzösischen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlösser umgeben, sind in ihrer Art wahrhaft schön und imponirend, so lange sie bleiben, was sie seyn sollen, eine Fortsetzung der großen Gallerieen und Säle des Palastes wo sich der stattlich geschmückte Hof im Freien ergehen kann. So wie

sich dieses Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt, und in seinen ländlich seyn sollenden Gärten mußten wir immer bei jedem Schritt an die in Rosa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferstäbe in den Händen haltenden, Schäfer und Schäferinnen seiner Bühnen und seiner Idyllen denken, als die einzige zu diesen Landschaften passende Staffage.

So reizend uns die Lage aller dieser Landhäuser an der Saone auf den ersten Anblick erschien, so fühlten wir doch, daß diese Gegend uns auf die Länge zu einförmig erscheinen würde. Den Aussichten mangelt nämlich alle Ferne, aller Mittelgrund; man sieht ewig nur den Strom, die Insel, das gegenüber liegende, freilich herrlich bebaute Ufer und seine waldbekrönten Felsen. Wer nicht wie eine Gemse klettern kann oder mag, ist einzig auf das lange, schmale Thal beschränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stroms auf der Heerstraße, und muß immer wieder umkehren, um denselben Weg zurück zu gehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern

der Rhone ist es hier eben so, diese sind indessen weniger mit Gartenhäusern angebaut, weil sie weniger schön und flächer sind, und werden deshalb seltner besucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgend besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet. Das lange Register von allem, was hier

in den vielen Manufakturen entsteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollständig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünschten sehr, die Entstehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu sehen, aber das ist in Lyon unmöglich. Die nach englischer Art eingerichteten Maschinen, auf welchen die Seide gesponnen wird, sind alle theils auf dem Lande, theils in kleineren Städten, und die Seide selbst wird daher schon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geschäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muster vorgeschrieben, und die Arbeit nach dem Stabe bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohlbewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weise gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichsten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon sehen will. Dennoch ist der Anblick bei weitem nicht so belehrend und interessant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter in einem

großen Gebäude versammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervor zu bringen versteht.

Unangenehm ist es zwar, in den schmuzig-engen Straßen oft sieben bis acht Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint, dennoch machten wir mehrere solche Besuche. Wir erstaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das Schönste und anscheinend Schwierigste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender kontrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unser Daseyn schmücken, entspringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir den-

ken in unserer Freude nicht daran und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen; aber doch ist es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bei verhältnißmäßig wenig bedeutenden Bestellungen hat den Preis ihrer Arbeit so herabgesetzt, daß sie mit aller Anstrengung, kaum das Nothdürftigste erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bei ihrem kargen Mittagsbrote vereint; nur die älteste Tochter, ein schönes blasses Mädchen von achtzehn Jahren, saß am Weberstuhl und arbeitete emsig an einem reichen Stoffe mit wunderschönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiserin zu schmücken bestimmt war; sie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt würde, und der einzige Weberstuhl, den sie besaßen, keine Minute ruhe, selbst in den Stunden des Schlafes wechselte sie so mit dem Vater; und doch sahen wir deutlich, daß dieser angestrengte Fleiß die noch

aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern bestehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieser Arbeiter gewiß einer der vorzüglichsten war, da man ihm die Ausführung einer so bedeutenden Bestellung anvertraut hatte.

Also trafen wir es durchgehends bei mehreren ähnlichen Besuchen, überall Armuth, und dennoch knattert der Webestuhl in allen diesen Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zaubereien des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem früheren Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben interessirte uns besonders, weil wir es nie vorher gesehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben; und das Hervorbringen der Muster hat die größte Ähnlichkeit mit dem Weben des da-

maſtnen Tiſchzeugs; anders iſt es mit dem Sammet. Eine platte meſſingene Nadel, oben mit einem feinen, faſt unſichtbaren Einſchnitt der Länge nach verſehen, wird blitzſchnell zwiſchen die doppelten Fäden des Einſchlags geſchoben und dann mit einem Faden feſtgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webeſtuhl angefüllt iſt. Mit einem eignen, haarſcharfen Inſtrument von Stahl, das genau in den Einſchnitt der Nadel paßt, ſchneidet der Weber zuletzt die die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geſchieht mit ſo unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Beim ungeriſſenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillſchweigen, um nicht zu weitläuftig zu erſcheinen, alle beſchäftigen mehrere Tauſend fleißige Hände; ſelbſt das Erfinden und Ausmalen der Muſter iſt ein Haupterwerb für viele, die in beſſern Verhältniſſen vielleicht bedeutende Künſtler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geselliges Leben.

Aus allen diesem geht hervor, daß das lyoner Volk sehr arbeitsam und fleißig ist, und diese Tugend ist bei ihm der Quell vieler andern, besonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit seltner antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an die Gesetze, mußten die Lyonaiser mit Strömen des edelsten Bluts, mit fast gänzlicher Zerstörung ihres ehemaligen Wohlstandes büßen; und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Achttausend der geachtetsten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Karmagnolen in dieser Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeil der Guillotine; die Männer wurden in Masse dicht vor der Stadt erschossen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langsam dünkte. Die Kanonen, mit denen man sie mordete, waren mit gehacktem Eisen geladen, nach mehreren Schüssen, als alle niederge-

sunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, sich aufzurichten, weil man sie begnadigen wolle, viele folgten dem Ruf und wurden im nämlichen Moment von neuen Schüssen zu Boden gestreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, alle lagen hülflos verlassen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieser Gemordeten erzählte uns diese grausenvolle Geschichte an dem Orte, wo sie geschah, auf einer großen Wiese vor dem Thor; er selbst war damals noch nicht dem Knabenalter entwachsen gewesen, nur seine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt. Es lebt keine angesehene Familie in Lyon, die nicht an diesem verhängnißvollen Tage durch den Verlust naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer versetzt ward; der größte Theil dieser Schlachtopfer waren Hausväter, die sonst in Ehre und Ansehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerstande.

Unfern der Wiese, auf welcher die Väter langsam verbluteten, fielen wenig Tage vorher

ihre Söhne in einer Pappelallee, dreitausend blühende Jünglinge, fast alle aus den ersten Familien der Stadt, die sich muthig den eindringenden Tigern entgegen stellten und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen, sie starben mit den Degen in der Hand im gerechten Kampfe, vor ihrer Eltern schmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen ersparte.

Wenn wir alle diese blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatze derselben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter, deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, so staunten wir, daß noch ein Mensch in Lyon fröhlich seyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon sprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unseligen Wiese sahen wir, mit Blute befleckt, blühen; die hohen Pappeln flüsterten uns schauerlich wie Seufzer der unschuldig Gemordeten, aber der diesem Volke angeborne Leichtsinn weiß nichts von alle

dem. Daß die Franzosen keine Sehnsucht kennen, ist eben so bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dies Gefühl hat; indessen auch Erinnerung scheint ihnen zu mangeln, sie haben es nicht nöthig, ein unglückliches Geschick allmählig zu verschmerzen, sie vergessen es, so wie es überstanden ist. Das Geschichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt. Wie wäre es sonst möglich, daß wir hieher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit?!

Der Charakter der Bewohner von Lyon ist jedoch ernster, sittlicher, als es in Frankreich sonst gewöhnlich. Fast möchten wir sagen, sie haben etwas Deutsches in ihrer Art zu seyn, was wohl aus ihrem thätigen, arbeitsamen Leben entspringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zusammenhängt. Sie tanzen, sie singen zwar auch, und während der Carnevalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar lustig her, aber ihre Freude ist geregelter, als in andern französischen großen Städten, und artet seltner in niedre Ausschweifung aus. Der Luxus ist ge-

ringer und die alles verwüstende Spielsucht ein hier fast unbekanntes Laster, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemalige Wohlstand, welchen der sonst blühende Handel in dieser großen Stadt verbreitete, ist mit seiner Quelle in der Schreckensperiode ganz gesunken. Zwar fängt man an, sich allmählig zu erholen, und die großen Manufacturen und Handelshäuser erheben ihre Häupter wieder, aber die ärmere Klasse wird noch lange mühselig arbeiten müssen, ehe ihr die vergangnen guten Zeiten wiederkehren.

Den geselligen Ton in den Häusern bedeutender Kaufleute fanden wir sehr angenehm; es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unser Deutschland mahnte. In den Häusern herrscht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk; und alles deutet darin auf freundliche, ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zusammenleben der Mitglieder der Familie unter sich, bei sehr zuvorkommender Gastlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es niemandem ein, ein zweites Paris daraus zu machen, obgleich die

Stadt nicht minder groß und volkreich ist, als Bordeaux und Marseille. Kleidung und Sitte der Frauen sind bescheiden; den Tag über gehen die Männer ihren Geschäften nach, später suchen sie Erholung im Kreise ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Visitenwesen wird weniger eifrig betrieben, aber Abends um sieben oder acht Uhr versammeln sich gute Bekannte ungeladen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Der ältere Theil der Gesellschaft spielt ein sehr niedriges Spiel, die jüngere Welt belustigt sich auf ihre Weise, oft mit Musik und Tanz, zuletzt wird ohne viele Umstände ein leichtes Abendessen aufgetragen, wie es eben vorhanden ist. Denn da man hier durchgängig schon zwischen zwei und drei Uhr zu Mittag ißt, so gibt es auch einen Nachmittag und Abend; und die gute alte fröhliche Sitte, mit einander zu Abend zu essen, ist nicht in Lyon, wie sonst fast überall, verschwunden.

Bei größern dazu eingeladnen Gesellschaften, deren es viele gibt, sind diese Abendessen recht gewählt und reichlich, und ohne Überfluß; doch bleibt

auch bei ihnen der Ton der Gesellschaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel sahen wir nie, selten eine Boulliotte, und nirgends hört man, wie in Bordeaux, das ewige Klappern der Würfel.

Ins Theater, zu öffentlichen Concerten und Bällen darf jede rechtliche Frau ihre erwachsenen Töchter führen, ohne Furcht, sie in schlechte Gesellschaft zu bringen: denn das Laster wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marseille. Das Schauspielhaus ist weder von innen noch außen elegant und steht in dieser Hinsicht weit hinter denen andrer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den besten in Frankreich, auch wird das Theater fleißig besucht, und wir wohnten mehreren Vorstellungen, besonders von Lustspielen bei, die bei vollem aufmerksamen Hause recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt, doch sprach man davon, daß auch diese für die Zukunft eingerichtet werden sollten. Von kleinen Nebenschauspielhäusern vernahmen wir nichts, diese mußten also hier wenigstens nicht vorzüglich seyn; auch hat die minder begü-

terte Classe der Einwohner wohl schwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholischen Kirche werden von den Einwohnean Lyons strenge beobachtet, und niemand versäumt leicht die Messe. Wir sahen eine große Procession durch alle Straßen ziehen, von mehrern Tausenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Priester, welche sie anführten, waren fast alle hochbejahrte Greise, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigner Lebensgefahr geborgen wurden. Einem wunderthätigen Marienbilde, in einer Kapelle oben auf dem Berge, an dessen Abhang die Johanniskirche liegt, war vors erste noch das Wunderthun untersagt, dafür aber hatte sich seit kurzer Zeit in der Kirche selbst ein anderes, bis dahin wenig geachtetes Bild mit allerlei Mirakeln hervorgethan. Die Gläubigen strömten in großer Zahl jetzt diesem zu, und eine bedeutende Anzahl ganz neuer wächserner ex voto vor dessen Al-

tare bezeugten, wie wohlthätig es sich an ihren kranken Armen, Beinen, Augen und andern Gliedmaßen bewiesen hatte und noch täglich bewies.

Der Tag unsers Abschiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit schnelleren Schritten ihrem Vater in Verdün zuzueilen beschloß; und so wandten wir uns auf verschiednen Wegen von einander, wahrscheinlich für immer.

Reise von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhone durch eine entzückende Gegend; die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne, jede Krümmung des breiten, wildbrausenden Stroms gewährte eine neue lachende Aussicht, und so wie wir weiter kamen, schien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch schöner als die, welche wir eben bewundernd verlassen hatten. Hinter der ersten Station verloren

wir die Rhone aus dem Gesicht, aber die Gegend blieb sich gleich an mannichfaltigem Reichthum. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbei, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen schattenden Baumgruppen. In mannichfaltigen Krümmungen windet sich der nicht breite, silberklare Strom Ain, durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das schöne Thal von Richmond bei London erinnerte. Die prächtigen Villen, die dort die Ufer der reichen Themse verschönen, fehlen hier freilich, aber deren Stelle ersetzen rebenumschattete Bauernhäuser und freundliche Dörfer, deren Bauart und Reinlichkeit schon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhäbiges ländliches Ansehen.

Vier große Poststraßen stoßen in Pont d'Ain zusammen, daher wimmelt es in dem kleinen Ort immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Posthaus ist hier der einzige gute Gasthof; auch diesmal waren beinahe alle Zimmer darin besetzt und wir mußten uns glücklich preisen, noch lei[illegible] für die Nacht unterkommen

zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir schon um fünf Uhr ab. Wir hatten freilich nur noch zwölf Posten oder deutsche Meilen vor uns, die man sonst auf den herrlichen Chausseen in acht oder zehn Stunden bequem zurücklegen kann, aber die vielen Berge sind hier dem schnellen Fahren nicht günstig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es schon bergauf; und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im schönsten, freundlichsten der Welt. Selbst die höchsten Felsen schmückt das herrlichste Grün, jedes der Cultur fähige Fleckchen ist sorgfältig benutzt; und selbst in England sahen wir kein besser angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres schienen uns hieher gefolgt zu seyn, und die frische Morgenluft umwehte uns mit dem Duft der blühenden Hecken und tausend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchsten Berg, den wir für heute zu übersteigen hatten; er heißt Mont Cerdon und gehört schon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich scheidet. Hin und wieder

ist der Weg ziemlich steil, aber die breite vortreffliche Kunststraße und die an diese Berge gewöhnten Pferde ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte. Denn in dieser sonst so schönen Straße fehlen die steinernen Brustwehren, welche man in England an jedem Abhange und hin und wieder auch in der Provence trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantisch schönsten Gegenden, die wir kennen. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergströmen durchrauschten Thale, dann am Ufer eines stillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von malerischen, reich bewachsenen Felsen. Rosen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmanns umgeben; und von den Bergen schimmern Wiesen und Kornfelder ins Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete sich ausnehmen. An einer der schönsten Stellen dieses romantischen Weges stehen auf zwei hohen, aus einer tief zwischen ihnen liegenden engen Kluft senkrecht

steil emporsteigenden Felsengipfeln die grauen Ruinen zweier uralten Schlösser einander gegenüber. Brausend und schäumend stürzt sich ein wilder Waldstrom dicht daneben hinunter ins tiefe Thal, und nur sein Tosen und das Singen der Vögel im Walde unterbricht die feierliche Stille dieser herrlichen Einsamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellegarde, das mitten in einer wilden Felsengegend einsam liegt, verließen wir unsern Wagen, um uns zum perte du Rhône führen zu lassen, während die Pferde gewechselt wurden. Wir stiegen hinab in ein nahes, von hohen waldigen Felsen eingeschlossenes, enges Thal. Unten in ihrem Felsenbett eingepreßt, brauste, zürnender als je, die hier sehr schmale, aber unergründlich tiefe Rhone. Bald standen wir an der Brücke, welche die mächtige Natur über sie aus Felsen wölbte. Donnernd stürzt der Fluß hinab in einen unsichtbaren Abgrund, dessen Tiefe noch niemand ermessen konnte, und verschwindet. Die Felsendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem sie sich über ihn

wölbt, ist hohl und gedoppelt, wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann, freilich wohl mit Lebensgefahr, hinabsteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trocknen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen und hört das Brausen der Rhone noch weit tiefer unter der Erde. Etwa funfzig Schritte vom Falle dringt der Strom aus seinem dunkeln Gefängniß wieder an das Sonnenlicht hervor und setzt, noch immer wild aufgeregt, seinen stürmischen Lauf über große Felsenblöcke schäumend fort. Wir standen lange auf einer schwankenden hölzernen Brücke nahe am Fall, und sahen dem Tosen der widerstrebend in das Innere der Erde stürzenden Wassermasse zu. Die Wellen brechen sich an den Seitenwänden des Abgrundes und sprühen schäumend hoch empor, als scheuten sie die furchtbare ewige Nacht da unten; sie überströmen beim Zurückprallen einen Theil der Felsendecke, die dadurch weit kleiner erscheint, als sie wirklich ist. Die Umgebungen dieses furchtbar schönen Schauspiels sind von hoher romantischer Schönheit, aber die gar nicht zu befriedigende

Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geschrei allen Genuß zerstörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müssen eigne Wachen ausstellen, die sie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen: denn aus allen Klüften, über alle Felsenwege strömten sie herbei und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreien.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreske Fort d'Ecluse liegt hinter dem Städtchen Colonge auf einem steilen Felsen wie ein Schwalbennest. Dort mußten wir noch einmal unsern Paß visiren lassen; während dies geschah, ergötzten wir uns an der romantisch wilden Umgegend, die wir von dieser Höhe übersehen konnten. Tief im Thale fließt die hier einem Mühlenbach ähnliche Rhone; jenseits derselben beschränken die savoyer Berge die Aussicht, und in der Ferne kränzen die schneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Stral der sinkenden Abendsonne wie in einem Goldmeer; der Anblick war in dieser Beleuchtung

bezaubernd schön, und wir mußten in laute Bewunderung desselben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unser Entzücken belauschte, riß uns aus der Begeisterung, mit der Versicherung: „Ecluse sey ein ganz erbärmliches Nest, in welchem er nächstens aus purer Langeweile verscheiden müsse; wir möchten uns nur einmal ein paar Wochen darin aufhalten, „dann," meinte er, „würde unsre Bewunderung der schönen Gegend wohl von selbst sich geben." Wir lachten zwar über den tragikomischen Eifer, bei welchem den armen jungen Menschen fast die Thränen in die Augen traten; doch konnten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünschten ihm Geduld und baldige Ablösung, und fuhren dann mit dem zum letztenmal in Frankreich unterzeichneten Passe weiter, auf jetzt ganz ebnem Wege.

Die Gebirge des Jura vermischten sich bald mit den Wolkengebilden, die sich nebelig und grau erhoben, bald wich die Dämmerung der Nacht; in der Dunkelheit konnten wir es nur errathen,

daß wir zwischen blütenreichen Gärten hinfuhren, deren Balsamduft nach diesem heißen ermüdenden Tage uns erquickend umwehte.

Genf.

Diese Stadt machte auf uns den angenehmsten Eindruck, als wir sie am folgenden Morgen bei hellem Sonnenlichte durchstreiften. Bei Reisenden, die aus Deutschland hieher gelangen, mag der Fall vielleicht umgekehrt seyn, doch uns, die wir von Frankreich kamen, wurde in Genf ganz heimathlich zu Muthe. Die allgemein übliche Sprache blieb zwar noch immer die französische, obgleich wir in den Straßen auch mitunter Schweizer-Deutsch reden hörten; doch alles Übrige erinnerte uns recht freundlich an das lang entbehrte Vaterland, die Physiognomien der Einwohner, ihr Gang, ihre Art sich zu kleiden und sich zu bewegen, und vor allem die große Reinlichkeit der

Häuser und Straßen, die hellen gewaschnen Fenster, eine Erscheinung, deren wir in Frankreich ganz ungewohnt worden waren.

Die Stadt Genf ist nicht groß, aber sie hat meistens gerade, ziemlich breite Straßen und viele recht ansehnliche, oft vier bis fünf Stockwerk hohe steinerne Häuser, nur werden letztere zum Theil durch ein über der Hausthüre angebrachtes hölzernes Vordach entstellt. Auch die langen Reihen kleiner Krambuden konnten wir nicht schön finden, die man in deutschen Städten wohl zur Zeit des Jahrmarktes sieht, die aber hier das ganze Jahr hindurch ihren Platz behaupten. Man findet sie dicht an einander gereiht in den schönsten, breitesten Straßen, den Häusern, zu welchen sie gehören, gegenüber, und die Straße selbst wird durch sie der Länge nach in zwei ungleiche Hälften getheilt.

Es schien uns überhaupt, als ob die Einwohner von Genf ihre hübsche Stadt absichtlich zu verunstalten suchten: denn in andern Straßen erblickten wir eine sehr seltsame Vorrichtung, die

Fußgänger gegen den Regen zu schützen, die durchaus nicht zur Verschönerung beitrug. Den Regen scheinen die Schweitzer überhaupt sehr zu fürchten: denn auf unserer weitern Reise durch ihr Land fanden wir überall die ernstlichsten Maßregeln gegen das Naßwerden getroffen. Alle Brücken haben hölzerne Bedachungen; in vielen Städten laufen Bogengänge unter den Häusern hin, wo man gemächlich im Trocknen wandeln kann; und in Schwytz sahen wir sogar Gänsemädchen und Kühhirten zwar baarfuß, aber dennoch mit Regenschirmen versehen, hinter ihren Zöglingen einherschreiten.

In den Straßen von Genf, von welchen hier die Rede ist, war längs den obern Etagen der sehr hohen Häuser ein etwas gewölbtes hölzernes Dach angebaut; starke Balken unterstützten es nach der Straße zu, und da keine dieser Stützen die Höhe der Häuser erreichen konnte, so waren wieder Querbalken angebracht, auf welchen jene ruhten. Diese wurden wieder durch andere aufrecht stehende Balken unterstützt, so daß das Ganze

dadurch das Ansehen eines längs der Straße hinlaufenden plumpen Baugerüstes erhielt, das einen großen Übelstand verursachte. Der Raum unter dieser wunderlichen Bedeckung wurde als eine Art Markt zum Verkaufe von Obst, Gemüse und einer Menge kleiner Gegenstände benutzt; und der Verkehr schien sowohl von Seiten der Käufer als der Verkäufer sehr lebhaft betrieben zu werden.

Bei alle dem aber mangelt es hier nicht an Gebäuden und ganzen Reihen von Häusern, die auch größern Städten zum Schmucke dienen könnten. Der höchste Vorzug von Genf bleibt immer dessen unvergleichlich schöne Lage, hart am Ufer des Sees, in einer weiten, fruchtbaren, von herrlichen Bergen umreihten Ebene.

Wir hörten einst sagen: der alte Ocean habe vor grauen Jahrtausenden im Sinne gehabt, sich mit der Schweitz zu vermählen, und ihr deshalb nach Art großer Herren diesen See als sein Miniaturbild übersendet. Er muß damals wenigstens sehr sanftmüthig gesinnt gewesen seyn, als er den Genfer-See sich zum Abbilden erkor: denn

ruhiger, stiller läßt sich nichts erdenken als diese weite, nur selten von kleinen hüpfenden Wellchen gekräuselte Spiegelfläche, auf welcher auch dem Furchtsamsten kein Gedanke von Gefahr anwandeln kann.

Vom Walliserlande kommend, wo sie entspringt, nimmt unsere alte Freundin, die Rhone, ihren raschen Lauf gerade durch den Genfer-See hindurch; ihre wilden tobenden Wellen mögen sich aber mit dieser ruhigen Fluth nicht vereinen: der Schiffer erkennt ihren eilenden Gang mitten im See, und auch dem Auge des am Ufer Stehenden bleibt er bemerkbar. Dicht vor Genf geht die Rhone, in zwei Arme getheilt, wieder aus dem freundlichen See heraus, setzt den reißend-eilenden Lauf durch die Stadt fort, um jenseits derselben tobend dem schönen Frankreich zuzuströmen, wo wir in ihrem tiefsten Fall und ihrer höchsten Glorie sie sahen, bis sie zuletzt mit der Saone vereint im mittelländischen Meere sich verliert. Die Lage von Genf ist so glücklich gewählt, daß dessen Bewohner das Schöne dicht vor ihren

Thoren finden, ohne es in ermüdender Ferne aufsuchen zu müssen. Nahe vor der Stadt, sogar im Bezirke derselben, bieten sich überall die herrlichsten Aussichten auf den See und auf die nahen und entfernteren Gebirge dar, die köstlichsten Spaziergänge laden den Freund der Natur überall ein.

Viele hundert fröhlicher Menschen sahen wir an einem heitern Sonntag Abends auf einer Wiese dicht vor einem der Thore versammelt. Zartes kurzes Gras schmückte die Wiese gleich einem Teppich von grünem Sammet, rechts begränzte die lange Kette des nahen Jura-Gebirges drohend und finster den Blick, die höchsten Gipfel desselben bedeckte noch Schnee, im wunderbaren Kontraste mit dem blühenden Frühling um uns her; doch in den wärmsten Sommermonaten muß auch er den glühenden Sonnenstralen weichen. Zur linken der Wiese erheben der große und der kleine mont Salêve in nicht weiter Entfernung die mit Bäumen geschmückten Felsenscheitel; weiter zurück ragt die steile schneeige Spitze des Mole empor, und ganz in der Ferne ziehen am Horizonte blau und

dämmernd die Berge bei Colonge sich hin, an denen wir auch vorüber gekommen waren. Bei ganz hellem Wetter erblickt man von dieser Wiese selbst den Montblanc und seine riesigen Nachbaren, wie sie aus ihrem ewigen Winter stralend herüber glänzen; doch bleiben sie auch oft Wochenlang von Nebel und Wolken dicht verschleiert, so daß man ihr Daseyn nicht ahnen kann, und dieses war leider auch an jenem, übrigens sonnigen Tage der Fall.

Die ehemaligen Wälle der Stadt sind zum Theil zu reizenden Spaziergängen umgeschaffen; so sahen wir auf einem etwas niedrig liegenden Platz eine Menge der schattigsten wilden Kastanienbäume, die eben im vollen Schmuck ihrer schönen Blüten prangten. Dieser Platz war ehemals eine Bastei und wird auch noch so genannt; in der Mitte seiner dunkeln Schatten glänzt die kolossale Büste eines der unglücklichsten Menschen, des großen Rousseau, auf einem sehr hohen Piedestal. Sie besitzt, wie man behauptet, das Verdienst treffender Ähnlichkeit und ward mitten in den Zei-

ten der Revolution, bei einem dazu veranstalteten allgemeinen Kinderfeste dem Freunde und Beschützer der Jugend hier errichtet. Bis jetzt hatten wir nur Spuren gewaltsamer wilder Zerstörung, als den Denkmälern jener traurigen Tage begegnet, und dieses war das erste, aus welchem ein freundlicherer Geist uns ansprach. Rousseau erschien uns dabei wie ein milder Genius, dessen Namen selbst jenem verwilderten Haufen ein besseres Gefühl einzuflößen wußte. Vielleicht war unter der rohen Menge mancher Einzelne, der in seiner Kindheit den wohlthätigen Einfluß des Weisen von Genf an sich selbst erfahren haben mochte und dessen eingedenk war, als nichts anderes ihm mehr heilig und ehrwürdig blieb. Der Platz, auf welchem diese Büste steht, gewährt indessen keine Aussicht auf die Umgegend; im heißesten Sommer mögen seine dichten Schatten viel Angenehmes und Erquickliches haben, doch in dieser mildern Jahreszeit schien er uns sogar etwas feucht und dumpfig zu seyn.

Dicht an dieser Bastei erheben sich zwei viel

höher liegende Terrassen, zum Theil mit schönen Häusern eingefaßt, die eine weite, erfreulichere Aussicht über den See und die Gebirge bieten. An einer derselben liegt das recht hübsche Theater, dessen Façade wir aber nur von außen bewunderten, denn hier sich bei Lampenlicht in der Stickluft eines Schauspielhauses einzusperren und den herrlichsten Sonnenuntergang draußen ungenossen zu lassen, schien uns bei der Kürze unseres Aufenthalts in Genf eine unverzeihliche Versündigung an uns selbst und an der Natur.

Noch schöner als die Aussicht von diesen Terrassen ist die von der nahe am Theater liegenden Promenade la Treille. Unabsehbar lag hier vor unsern entzückten Augen die weite dunkelblaue Fläche des Sees, von keinem Lüftchen gekräuselt, umgeben von reichen mit tausend Landhäusern besäeten Ufern, so still, so ruhig und ganz das Bild des reinsten Glückes auf Erden, in ländlicher Zurückgezogenheit, daß der Wunsch, hier auch einst seine Hütte bauen zu können, wenigstens momentan rege werden muß, wenn auch der eigenthüm-

liche Gang jedes Lebens ihn nach und nach wieder zum Schweigen bringt.

Es kann in der Welt kaum ein reicher angebautes Fleckchen Erde geben, als die Ufer des ruhigen silbernen Genfer-Sees es hier sind. Schon gleich am Thore von Genf reihen sich Gärten an Gärten, mit fruchtbaren Weinbergen untermischt. Aus allem leuchtet Wohlhäbigkeit und häusliches Glück auf das freudigste hervor, aus den wohlgebauten reinlichen Hütten des Landmanns, wie aus den, zum Theil sehr schönen Landhäusern, in welchen die Bürger von Genf während der bessern Jahreszeit sich in einem milden Klima der Anmuth ihrer herrlichen Natur erfreuen. Mehrere Dörfer, unter diesen auch das Dorf Coligny, bestehen fast nur aus solchen zierlichen Wohnungen. Nahe an letzterem führte man uns zu einem, auf einer Wiese hart am See liegenden Ziehbrunnen, um bis nach Lausanne uns die weite Wasserfläche desselben von dort aus übersehen zu lassen.

Im Glanze der Abendsonne schimmerte diese Stadt, viele andere Städtchen und Dörfer neben

tausenden vereinzelt liegenden Häusern über den See hin uns entgegen. Diese Häuser glichen weißen leuchtenden Punkten, auf einem Felde von Smaragd verstreut, so sehr verkleinerte sie uns die weite Ferne; aber der heitere Himmel und die Abendbeleuchtung ließen uns dennoch jeden einzelnen Gegenstand deutlich erkennen. Der Anblick über den See hin war unbeschreiblich schön, doch noch höheres sollte uns diesmal zu Theil werden: denn als wir von hier wieder nach Genf uns wandten, erblickten wir plötzlich mit unaussprechlicher Freude den mächtigen Montblanc, von Rosenlicht umflossen, so nahe, so deutlich in dieser Beleuchtung, daß das getäuschte Auge auf dem reinen ewigen Schnee beinahe Spuren menschlicher Tritte zu entdecken glaubte. Und doch waren wir noch viele Meilen weit von dem Fuße der hohen göttergleichen Riesengestalt entfernt.

In einem Garten, näher an Genf, welcher ehemals einem Bruder des berühmten Herrn von Necker gehört hatte, erfreuten wir uns nochmals dieses unbeschreiblich majestätischen Anblicks, und

zugleich einer andern nicht minder reizenden Ansicht des Sees: seiner uns gegenüber liegenden Ufer und der Stadt Genf, über welche der finstere Jura emporstieg. Der Garten selbst, zu welchem der jetzige freundliche Besitzer desselben den Fremden gern den Zutritt erlaubt, erschien uns wie ein kleines Paradies, so ländlich einfach er auch angelegt war. Denn die ausgesucht schöne Lage desselben am Ufer des Sees, im Angesichte des Montblanc, macht allen Schmuck überflüssiig, den die Kunst ihm zu geben vermöchte, und erhebt ihn zu einem Kleinod von unschätzbarem Werthe, das keiner kostbaren Fassung bedarf, um zu glänzen.

Einen andern lieblichen Abend genossen wir in einem, von Genf nicht weit entfernten Garten, welcher ehemals dem berühmten Arzte Tronchin angehörte. Der jetzige Besitzer desselben hat mit vielem Geschmack und bedeutendem Aufwande ihn zu einem der größten und schönsten in dieser Gegend umgewandelt, doch in Hinsicht auf seine Lage muß er jenem viel kleineren und einfacheren weit nachstehen, obgleich dieser an jedem andern Orte

für einen der schönsten anerkannt werden würde. So wie wir diesen Garten betraten, glaubten wir uns durch einen Zauberschlag plötzlich wieder nach England in einen der dortigen schönen Landsitze zurück versetzt, und zwar war die Täuschung um so vollkommener, da man im Garten selbst wenig vom See und von den Gebirgen gar nichts erblickt. Das von dem jetzigen Besitzer im italienischen Geschmack erbaute große Wohnhaus, mit seinen doppelten Reihen auf Säulen ruhender Arkaden in der Fronte, gleicht völlig dem Landhause eines reichen oder vornehmen Britten, und auch der Garten paßt auf das vollkommenste zu dem Gebäude. Er bildet, wie die englischen, eine liebliche Landschaft im Kleinen, mit zierlich gehaltenen Kieswegen, die über sanfte, mit feinem kurzen Grase bekleidete Anhöhen führen. Malerische Gruppen herrlicher alter Bäume, ein hübscher Teich, ein artiges Häuschen in diesem, zur Wohnung für die Schwäne, die das stille Wasser durchschiffen, ein lieblich sich schlängelnder Bach, der rings umher Leben und Frische verbreitet, vollenden das

freundliche Bild und verleihen diesem lieblichen Platze die vollkommenste Ähnlichkeit mit den gepriesensten Pleasure-Grounds jener Insel.

Daß wir es uns nicht versagten auch auf der Silberfläche des Sees selbst uns in einem Nachen schaukeln zu lassen, daß die Ansichten der reichen Ufer desselben, von diesem Standpunkte aus gesehen, einen neuen eigenthümlichen Reiz gewinnen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Doch alles dieses gehört zu den Dingen, bei deren Beschreibung man sich selbst nie genügen kann, vielweniger andern. Die Erinnerung vermag zwar ein treues Bild der unaussprechlichen Heiterkeit und Anmuth dieser Gegenden treu zu bewahren, und wer einmal sie sah, wird nie sie vergessen; doch Feder und Pinsel können mit befriedigendem Gelingen dieses Bild nicht außer uns darstellen. Es ist damit wie mit dem Leben eines wahrhaft Glücklichen, von dem sich, eben weil es so glücklich ist, wenig erzählen läßt.

Stiller Frieden, unaussprechliche Anmuth, reiche Fülle an allem, was zu einer ruhigen, fro-

hen Existenz gehört, karakterisiren diese Gegenden, wie eben auch ein solches Leben, und machen beide zu dem, was sie sind. Der Genuß dieser Güter wird nie ermüden, wohl aber zu vieles Reden und Schreiben darüber; und wie sehr letzteres der Fall seyn kann, haben wir wohl alle schon zur Genüge erfahren.

Es wäre zu anmaßend, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, die obendrein auf so vielfache Weise in Anspruch genommen wurden, hier über das gesellige und häusliche Leben der Einwohner von Genf etwas Entscheidendes aussprechen zu wollen. Im Ganzen haben wir ein sehr freundliches Bild davon in unserm Gedächtniß aufbewahrt. Unter der arbeitenden Bürgerklasse begegneten wir überall ruhigen heitern Gesichtern; emsigen, aber nicht mühseligem Fleiße und jener Mäßigkeit im Genusse nach gethaner Arbeit, die den glücklichen Mittelweg zwischem eitlem Prunken, schädlichem Übermaß und ängstlicher Beschränkung genau zu treffen weiß.

Der in dieser Stadt einheimische Kunstfleiß ist allbekannt. Nichts kann zierlicher und geschmack-

voller seyn, als die Art, mit der man hier das Gold in tausendfältiger Form zum Schmucke verarbeitet; nichts wohlfeiler als die Uhren, deren in Genf alle Jahre unzählige fabrikmäßig verfertigt werden. In allen Straßen sieht man die fleißigen Arbeiter vom Morgen bis zum Abende in ihren Läden damit beschäftigt; und es kam uns vor, als ob diese feinen Arbeiten auch auf die Feinheit der Sitten unter dem Volke einen nicht zu verkennenden Einfluß übten.

Die reichern und vornehmern Einwohner von Genf empfingen uns durchgängig mit freundlicher Zuvorkommenheit und jener gemüthlichen Höflichkeit, die so wohlthätig wirkt.

Sie sind es gewohnt, Reisende von allen Nationen, aus allen Ständen oft Jahre lang in ihrer Mitte wohnen zu sehen, und spielen dabei die Rolle eines freundlichen Hausherrn, der fremde Gäste gern bei sich aufnimmt, es ihnen in seinem Eigenthume wohl seyn läßt, ohne jedoch in der innern Einrichtung desselben um ihrerwillen etwas abzuändern, alten ihm liebgewordenen Gewohn-

heiten zu entsagen, oder gar seine eigne Überzeugung vom Rechten und Schicklichen nach den ihrigen ummodeln zu wollen.

Seit wir den Montblanc aus der Ferne gesehen hatten, war der Wunsch, ihn in seiner undenkbaren Majestät und Größe in der Nähe zu bewundern, bis zum Unwiderstehlichen in uns aufgeregt, und bewog uns, unsern Aufenthalt in Genf wenige Tage abzukürzen, welche wir zu einer Reise nach Chamouny bedurften. Zwar ließ sich aus dem Munde von Freunden und Bekannten manche Stimme hören, welche von diesem Versuche abrieth, uns versicherte, daß es jetzt zu Ende des Monats Mai noch um mehrere Wochen zu früh wäre, um diese Reise zu unternehmen, daß man dazu wenigstens die Mitte des Monats Juni abwarten müsse; wir aber meinten, die Leute hätten gut reden, die das ganze Jahr hindurch in der Nähe jener hohen Wunder leben und ihre Zeit zu einem Besuche derselben nach Belieben wählen können, während uns der Weg zu ihnen vielleicht auf ewig verschlossen bliebe, wenn wir

diese Gelegenheit, ihnen zu nahen, uns entschlüpfen ließen. Wir dachten mit Reue an die Quelle von Vaucluse, die wir aus ähnlichen Rücksichten unbesucht gelassen hatten, beschlossen diesesmal wenigstens den Versuch zu wagen und nahmen uns fest vor, nicht verdrüßlich darüber zu werden, wenn unüberwindliche Schwierigkeiten sich uns entgegen stellen sollten, die uns zwängen wieder umzukehren, ohne das gewünschte Ziel erreicht zu haben.

Reise nach Chamouny.

Froher lauter Jubel der Natur begrüßte uns am sonnigsten mildesten Frühlingsmorgen vor den Thoren von Genf. Die Lerche sang aus hoher blauer Luft, ein Heer von Nachtigallen antwortete ihr aus Blütenhecken; Bienen schwärmten in einem Meere von Duft; Käfer summten fröhlich im blumenreichen Grase, alles schien sich mit uns freuen zu wollen, während wir im Schatten mäch-

tiger Nußbäume, durch diesen weiten segensreichen Garten der Natur dem lange ersehnten Ziele zurollten. Vor allem ergötzten wir uns an der für uns ganz neuen Art, wie hier in der Ebene der Weinstock gepflanzt wird, die aber auch in der Lombardei üblich seyn soll. Man behauptet zwar, der auf diese Weise gewonnene Wein verlöre dadurch an Güte, doch nichts kann ergötzlicher für das Auge seyn, als diese Art ihn anzubauen. Die Reben stehen nicht an kleinen Pfählen, kurz beschnitten, sorgsam aufgebunden und nahe an einander gepflanzt wie am Rhein und in andern Weinländern. Ihre Ranken laufen festonartig von einem der hohen, weit auseinander gestellten Weinpfähle zu dem andern, und oft versieht auch ein Obstbaum die Stelle der letztern. Sie bilden die vollsten, herrlichsten Kränze; ein blumenreicher Wiesenteppich breitet sich unter ihnen hin; der ganze Raum, den sie einnehmen, sieht aus, als wäre er zu einem Feste geschmückt und erwarte nur die Hirten und Schäferinnen, die zum fröhlichen Tanze sich versammeln sollen.

Bis Sallenche hatte man uns gerathen, unsern eigenen bequemen Reisewagen zu behalten, denn der Weg ist ziemlich eben und gut; lange führte er durch diese paradiesische Ebene, dann zog er zu einer bedeutenden Anhöhe sich hinauf, die in vielen andern Ländern schon für einen hohen Berg gelten würde. Von allen Seiten umgaben uns nun hohe grüne Berge, alle auf das sorgfältigste angebaut, mit Wiesen, Kornfeldern und Gärten bis hoch hinauf im lieblichsten Wechsel bedeckt. In weiterer Entfernung hoben noch höhere Felsen das kahle zum Theil noch mit Schnee bedeckte Haupt dem blauen Himmel zu, doch in unserer Nähe herrschte der Frühling in unaussprechlicher Anmuth.

Ohne es gewahr zu werden, kamen wir so über die Grenze der französischen Schweiz hinaus. Die Felsen zogen sich näher zusammen, das Thal ward enger, der Weg führte fast in einem fort aufwärts und wir erklimmten ihn im langsamsten Schneckenschritte: denn Posten gibt es hier nicht; und ein schweizer Fuhrmann übereilt sich nicht leicht. Doch der Garten von Genf war noch nicht

zu Ende, Obstbäume beschatteten noch immer unsern Weg, und die Gegend war zu schön, als daß wir hätten wünschen können, sie in ungestümer Eile zu durchfliegen.

Endlich war Bonneville, das erste savoyische Städtchen, erreicht, wo wir der Pferde wegen ein paar Stunden verweilen mußten. Die Leute im Gasthofe waren über unsere Ankunft eben so erstaunt als verlegen über die Aufgabe, uns den Mittag bewirthen zu müssen. Im hohen Sommer wimmelt es von Reisenden aus allen Ecken von Europa, doch so früh im Jahre hatten sie noch niemanden erwartet; und gestanden ganz offen, durchaus nicht zu unserem Empfange eingerichtet zu seyn. Wir suchten sie indessen mit Versicherungen von der Mäßigkeit unserer Forderungen zu beruhigen, sie verhießen ihrer Seits das Mögliche und Unmögliche für uns thun zu wollen; und nach zwei Stunden schieden wir in gegenseitiger Zufriedenheit von einander.

Hinter Bonneville zog sich das Thal immer enger zusammen. Die Felsen wurden höher, doch

die nahen Berge und das Thal an ihrem Fuße blieben wie auf dem ganzen Wege bisher, blühend in üppiger Frühlingspracht. Unsere geliebten schottischen Berge, die höchsten, die wir bis dahin gekannt hatten, sanken vor den gewaltigen Felsenmassen, die immer näher und näher uns traten, gar sehr zusammen. Mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge leuchteten zwischen jenen öden kahlen Felsen, deren braune Scheitel nur noch eine Krone vom Schnee trug, überall hervor. Niedrigere, mit Tannenwäldern geschmückte Berge, drückten an jene Felsen sich an, das dunkle nie welkende Grün ihrer Bäume schien mit dem eben so unvergänglichen Schnee wetteifern zu wollen, indem es den lieblichsten Kontrast mit ihm bildete. Hart an den Tannen beginnen schon die Kornfelder, die herrlich grünen Wiesen in schwindelnder Höhe, so daß es unbegreiflich scheint, wie der Landmann dort hinauf gelangt, um seinen Acker zu bauen. Der ganze Abhang der Berge ist auf das sorgfältigste benutzt bis tief hinab, wo wir, immerfort im Schatten der Obstbäume, das Ufer der Arve

bald erreichten, die in ungebändigter Wildheit dieses reiche Felsenthal durchbraust.

Hoch am Gipfel der Berge sahen wir eine Stunde hinter Bonneville einen zweiten Waldstrom, den Giffre, über Felsenblöcke hinab der Arve zueilen, um mit ihr vereint tobend und schäumend durch diesen großen Park der Natur hinzuströmen, der alles weit hinter sich zurück läßt, was das Gold der Reichen und Großen jemals mit Hülfe der Gärtnerkunst entstehen ließ, und dessen malerische Schönheit die von einer Felsenspitze herabdrohenden Ruinen des Schlosses Massel noch erhöhen.

Hinter dem kleinen Dörfchen Cluse eröffnete sich uns das Thal von Maglan, hier sahen wir den blühenden Frühling im siegreichen Kampfe mit dem Grauß früherer Zerstörung. Ungeheure Felsenblöcke, zwischen denen der Weg sich hindurch windet, liegen hier rings umher zerstreut; im Jahre 1776 waren sie von einem der höchsten benachbarten Berge mit gewaltigem Krachen in das Thal gestürzt; ähnliche Felsenmassen schweb-

ten drohend über unsern Häuptern, doch sie hatten schon viele Jahre so dagehangen, und unser, von hoher Freude und Bewunderung erfülltes Gemüth, hatte in diesem Augenblicke keinen Raum für bange Besorgniß.

Beim Eintritt in dieses Thal erblickten wir in der Höhe von 1200 Fuß über demselben, den malerischen Eingang zu der Höhle von Balma, deren Inneres aber zu wenig Merkwürdiges enthält, um oft von Reisenden besucht zu werden. Noch an dem Dorfe Maglan eilten einige Bewohner desselben herbei, um mit lautem Rufen das Echo zu wecken, dessen Geisterstimme in seltener Klarheit und Deutlichkeit dieses einsame Thal durchhallt. Weiterhin kamen wir an den Nant d'Arpenas. Nant heißt hier zu Lande jeder bedeutende Felsbach, wie Ben jeder hohe Berg in Schottland. Von einer Höhe von 800 Fuß, folglich nur um hundert Fuß niedriger als der Staubbach, stürzt der Nant d'Arpenas hier ganz nahe am Wege, in einem Regen von Diamanten verwandelt, senkrecht hinab, um völlig zu Schaum

aufgelöst durch das Thal hinzubrausen. Unfern von diesem begegneten wir einem zweiten Wasserfalle von ganz eigenthümlicher Schönheit, dessen Namen wir aber nicht erfahren konnten und der, so mächtig er jetzt auch schien, vielleicht in den heißern Sommermonaten versiegt.

So folgt auf dem an sich kurzen Wege von etwa acht französischen Meilen, zwischen Bonneville und Sallenches, eine herrliche Erscheinung der andern. Vor uns, mitten in aller Frühlingsherrlichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erscheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchsten Gletscher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt stolz erhebt. Er schien so nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählig sinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Rosenroth, das allmählig zu dunklerem Purpur erglühte und leichte amethystenähnliche Sommerwölkchen umflatterten spielend seinen, hoch über sie empor ragenden Gipfel.

Uns war, als befänden wir uns in einem

Zauberlande, bei dieser nie geahnten Pracht der Natur. Schweigend saßen wir da und hatten keine Worte und fühlten keinen Wunsch als den: alle, die uns lieb sind, in diesem Augenblick um uns versammlen zu können, damit auch sie mit uns der schönen Welt sich freuten, auf der es uns vergönnt ist, eine kurze Zeit zu leben und zu wandeln.

Nun lag das Städtchen Sallenches vor uns in seinem lieblichen Thale, von fruchtbaren Bergen umgeben, um welche jene hohen, in ewigen Schnee verhüllten Gestalten einen feierlichen Halbkreis schließen. Eine kleine Viertelstunde von dem Städtchen stiegen wir in St. Martin ab, wo wir einen recht gut eingerichteten Gasthof und freundliche Wirthsleute fanden, die es über sich nahmen, für unsere fernere Reise nach Chamouny alles auf das beste einzurichten. Lange sahen wir noch den Montblanc im Rosenlichte glühen, als tiefe Nacht schon längst das Thal bedeckte, und später im Silberglanze des aufgehenden Mondes stralen. Er leuchtete hell und schimmernd zu uns auf unsere

Ruhestätte herüber, bis unser, von den Herrlichkeiten des verflossenen Tages ermüdetes Auge sich ungern dem Schlummer hingab, der es schloß.

Am folgenden Morgen war es unser erstes Geschäft, die zu unserer ferneren Reise getroffenen Anstalten zu betrachten: denn von Sallenches aus konnten wir unseres Wagens uns nicht weiter bedienen. Sie sahen ziemlich abenteuerlich aus und wir stuzten ein wenig bei ihrem Anblick: denn so etwas war uns noch nicht vorgekommen. Mit einem Pferde und einem gewaltig großen Maulthier vor einander bespannt, stand ein wundersames Fuhrwerk bereit, dem man die Ehre anthat, es einen Char-à-bans zu nennen. Es bestand aus vier sehr niedrigen Rädern, über welche ein nicht sehr breites Bret gelegt war, lang genug, um in dem Raume zwischen den Rädern drei Personen aufzunehmen, auf dem, hinten über die Räder hervorragenden Ende desselben konnte allenfalls auch noch eine vierte aufhocken. Ein zweites Bret diente zur Rücklehne und ein drittes, ganz schmales, das vor dem Siz in Ketten schwebte,

zum Fußtritt; ein Stück von grober Sackleinewand, an vier Stangen befestigt, bildete eine Art Baldachin zum Schutz gegen die Sonne, und vollendete das prachtvolle Ansehen des Ganzen. Auf dem Pferde saß ein rüstiger Savoyarde als Postillion bereit, über Stock und Stein mit uns davon zu fahren; und ein etwas ältlicher Mann in ein braunes kapuzenartiges Gewand gehüllt, mit einem langen Stocke bewaffnet, an dessen unterm Ende eine eiserne Pike angebracht war, präsentirte sich uns als bestellter Führer, dessen wir, nach des Wirthes Erklärung, unterweges nöthig bedürfen würden. Er hieß Alexis, wurde aber auch der Kapuziner genannt, weil er vor der Revolution zu der Gesellschaft dieser ehrwürdigen Väter gehört hatte.

Dem älteren Theil unserer Reisegesellschaft kamen diese Anstalten doch so bedenklich und unbequem vor, daß er nach kurzem Berathen sich entschloß, mit unserem Wagen wieder nach Genf zurückzukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabei, das Weitergehen wenigstens zu versuchen. Wir konnten es ohne Bedenken: denn hier war es

nicht wie in Avignon, wo die Unsicherheit der Gegend und das räuberartige Ansehen der Bewohner uns von der Fahrt nach Vaucluse zurückgeschreckt hatte. In keinem Lande ist für die Sicherheit der Reisenden besser gesorgt, als in der Schweiz und den savoyischen Alpen. Überall finden sich bekannte Führer, die bis in die kleinsten Details der Gegend und des Weges kundig sind, und für die Reisenden, welche sich ihnen anvertrauen, alles thun, was man von guten, treuen, dabei rüstigen und gescheidten Männern erwarten kann. Ihre Sorgfalt ist unermüdlich und sie finden im Sommer täglich Gelegenheit sie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unserm Char-à-bans jetzt die Reise an. Indem wir uns zurecht setzten, empfanden wir schon im Voraus alle die unbarmherzigen Stöße, die er uns auf dem mit Steinen besäeten Wege versetzen würde, den wir vor uns sahen, aber wir hatten uns geirrt; wahrscheinlich schützte uns davor das in der Schwebe hängende Bret, auf dem unsere Füße ruheten. Überdies war es sehr tröstlich, daß

der Wagen so nah am Erdboden hinging, daß selbst ein Kind bei dem mindesten Anschein von Gefahr von ihm hinunter springen konnte.

So lange wir im Thale von Salenches blieben, ging es vortrefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen war schön, die Sonne schien warm, ohne durch zu große Hitze drückend zu werden. Alexis ging neben unserm Fuhrwerke her, und die bestimmte und doch bescheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über alles, was uns unterweges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hinter uns, und Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir seitwärts zwischen hohen Felsen über grüne Matten hinauf stiegen, während unser Wagen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd schöner Anblick überraschte uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir standen von hohen waldbewachsenen Bergen umgeben, über welche die hohen Schneegebirge empor ragten, und vor uns stürzte von einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenwand, mit lautem Brausen über Felsentrüm-

mer ein wilder Bach, die Chêde, in einen Abgrund, aus dem er in Millionen Tropfen aufgelöst, wieder aufwallte. Die Sonne spiegelte in diesem die herrlichsten Regenbogen, und Felsen und Kräuter glänzten wie im Zauberglanze verklärt. Der Fall der Chêde ist weit minder tief, als der des Nant d'Arpenas, den wir Tages zuvor gesehen hatten, aber er ist viel wasserreicher, und die Umgebungen sind malerischer. Wildschäumend eilt der Bach dem Thale zu, betäubt, entzückt von dem ganz unerwarteten Anblicke, den wir genossen hatten, folgten wir seinem eilenden Laufe, der unserm Fuhrwerke uns wieder zuführte.

Der Weg begann jetzt merklich höher zu steigen; nach einer Weile verließen wir abermals den Wagen, um unserem Führer auf steilem Felsenpfade zu dem kleinen, aber unbeschreiblich schönen See von Chêde zu folgen. Beschattet von grünen waldigen Bergen, ruht er im holdesten Dämmerlichte, in lautloser Abgeschiedenheit, das Bild der friedlichsten Ruhe. Er gleicht einem Spiegel und ist eigentlich

auch einer, denn der Montblanc blickt aus seiner stralenden Glorie zu ihm herüber, und wir sahen aus der Tiefe des durchsichtig klaren stillen Gewässers dessen blendendes Abbild, vom dunkelblauen Himmel erhoben, uns entgegen leuchten. Mühsam rissen wir uns von dem lieblichen Plätzchen los, doch die eilende Zeit trieb uns vorwärts.

Auf steilem Pfade wandelten wir den Berg von einer andern Seite hinab, dann ging es wieder aufwärts, immer von der wilden romantischen Pracht des Gebirges umgeben, im Angesicht des Montblanc. Ein Tosen, wie wenn die Windesbraut mit mächtigem Flügel das Gebirge durchrase, traf unser Ohr, und plötzlich standen wir vor einem Schauspiel, das mit Grausen, hoher Bewunderung und stiller Andacht uns erfüllte. Keine Feder vermag die wilde Pracht und Erhabenheit der Einöde zu beschreiben, in die wir jetzt uns versetzt fanden. Wir standen hoch auf dem Rücken eines weit sich erstreckenden Berges, und unter uns, gerade unter unsern Füßen, im tiefsten Ab-

grunde eines Abgrundes, brüllte, rasete, tobte ein schäumender Katarakt über mächtige Felsentrümmer hin. Die Felsen rings um uns schienen vor seinem Toben in ihren Grundfesten zu erbeben. Es war kein Wasserfall, es waren tausend Wasserfälle in einandergedrängt. Die wilden Fluthen ganz zu Schaum zerschlagen, stürmte die Arve in ihrem ziemlich breiten, ganz abschüssig schrägen Bette, über Felsenmassen mit so reißender Gewalt, daß das Auge ihrem rasenden Laufe nicht zu folgen vermochte.

Lange saßen wir auf einem Felsenstück und starrten in die, jedem athmenden Wesen Zerstörung kündende Tiefe, bis uns fast die Sinne vergingen; dann führte Alexis einen sehr steilen, beschwerlichen Pfad uns hinab, unserm Wagen zu. Von nun an ging es immer aufwärts, einen für jedes andere Fuhrwerk unfahrbaren, mit Steinen besäeten steilen Weg, der tobenden Arve zur Seite, oft dicht neben fürchterlichen Abgründen hin. Die alles beachtende treue Aufmerksamkeit unsers unermüdlichen Führers ließ indessen keinen Gedanken

an drohende Gefahr in uns aufkommen, ungestört überließen wir uns der hohen Freude, die uns beseelte, und dachten und fühlten nichts, als sie.

Alle Gewässer waren rege im Gebirge, der Frühling hatte sie alle geweckt. Die kleinsten Quellen waren vom geschmolzenen Schnee zu Bergströmen angewachsen, und warfen sich mehrere Male wild brausend uns über den Weg. Alexis trug mich dann auf seinen Armen durch sie durch, und meine Begleiter ritten auf dem Maulthier und dem Pferde, denn die Fluthen überströmten oft den niedrigen Char-à-banc. Ein paar Savoyarden hatten sich uns inzwischen auf dem Wege zugesellt und boten überall hülfreich die Hand. Sie hatten in zwölf Tagen den weiten Weg von Paris bis hieher zu Fuß zurück gelegt. Kümmerlich hatten sie dort ein paar Jahre unter saurer Arbeit sich fortgeholfen, jetzt kehrten sie beinahe so arm als sie ausgegangen, in die geliebte Heimath zurück. Trunken vor Freude über das Wiedersehen ihrer Berge jubelten sie laut, indem sie jeden Fels,

jeden Stein am Wege als geliebte Jugendbekannte begrüßten.

Jetzt aber kamen wir an eine Stelle, die jeden Gedanken an Weiterfahren ernstlich zu verbieten schien. Das ganze schmale Thal war mit ungeheuern Felsenstücken angefüllt, die wie von Titanenhänden umhergeschleudert dalagen, und mitten durch diesen Graus von Zerstörung bahnte der Nant noir, einer der gewaltigsten Bergströme, sich schäumend den Weg. Die Felsenstücke waren die Ruinen eines hohen Berges, der im Jahr 1751 hier zusammenstürzte. Der Staub, den sein Fall erregte, verfinsterte damals meilenweit die Luft, der Tag ward zur Nacht, das donnernde Getöse der zusammenstürzenden Felsen währte mehrere Tage lang. Die Grundfesten der Erde schienen erschüttert, und die erschrockenen Bewohner der Dörfer rings umher entflohen voller Angst, und wagten es wochenlang nicht, ihre armen Hütten wieder aufzusuchen.

Jetzt noch, nachdem eine so lange Reihe von Jahren über diese Ruinen hingeglitten war, er=

griff der Anblick dieser Verwüstung uns grauenhaft, wir fürchteten umkehren zu müssen, denn wir sahen keine Möglichkeit, über diese Felsen durch das tobende Gewässer hindurch zu kommen.

Alexis aber wußte Rath, er bat mich, ihm zu vertrauen, und trug durch alle diese Schrecken mich hindurch, ohne daß nur der Saum meines Kleides naß geworden wäre, obgleich er selbst einigemal bis über die Knie im Wasser wadete. Zuweilen setzte er auf einen Felsenblock mich hin, um Athem zu schöpfen, dann schritt er mit mir weiter; er schien jeden Stein, auf dem er fußen konnte, zu kennen, so fest und sicher war sein Tritt. Meine Gefährten kamen auf den beiden Thieren mit seiner Hülfe ebenfalls hindurch, und als wir besorgt nach unserm Char-à-banc uns umsahen, hatten die beiden Savoyarden ihn zum Theil auseinander genommen, und trugen ihn herüber.

Das leichte Fuhrwerk war schnell wieder zusammengesetzt, und der jetzt ebnere Weg führte uns bald in ein liebliches fruchtbar angebautes

Thal, in dessen Mitte das Dörfchen Servoz liegt, wo wir für den Mittag anhalten sollten. Nahe bei demselben erblickten wir ein einfaches pyramidenförmiges Denkmal von grauem Marmor, von dem Alexis uns sagte, daß alle Führer in dieser Gegend ihre Reisenden auf Befehl der Regierung darauf aufmerksam machen müßten, und so traten denn auch wir näher hinzu. Es bedeckt die zerschmetterten Gebeine eines beklagenswerthen Opfers jugendlicher Unvorsichtigkeit, des armen jungen Escher, den ich mit einem sehr wehmüthigen Gefühl mich erinnerte in Hamburg mehrere Male gesehen zu haben, als er voll froher Erwartung im Begriff stand, die Reise hieher anzutreten. Beim Besteigen des Buet, einem der höchsten Berge im Thale von Chamouny, hatte der Unglückliche sich um wenige Schritte von seinen Begleitern entfernt, auf dem unübersehbaren Schneegefilde war er ihren Augen entschwunden, sie suchten ihn lange vergeblich in immer steigender Todesangst, bis sie seinen auf dem Schnee liegen gebliebenen Hut entdeckten. Er war in eine der fürchterlichen Eisspalten hinab-

geglitten, welche die darüber hingebreitete Decke von Schnee dem Auge des mit diesen Gegenden und ihren Gefahren Unbekannten verborgen hielt. Alexis hatte geholfen, den entseelten Körper wieder an das Licht zu ziehen, es gelang nur mit unsäglicher Mühe, sogar die Uhr, die er in der Tasche trug, war in tausend kleine Stückchen zerdrückt, so schmal war der eisige Kerker, in welchem der Bedauernswerthe, hoffentlich bald, den Geist aushauchte. Nur die Enge der Eisspalte hatte in der Schwebe ihn oben gehalten, sonst wäre er in die bodenlose Tiefe versunken und nie wieder gesehen worden.

Eine Seite des seinem Andenken errichteten Denkmals enthielt eine kurze Lebensgeschichte des allgemein beklagten Jünglings, der in Eutin im Jahre 1777 geboren ward, seine Eltern und Freunde zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und hier im Jahre 1800 den entsetzlichsten Tod fand. Die zweite enthält eine recht zweckmäßige Ermahnung an Reisende, die hier an seinem Grabe schaudernd weilen, sich in den wilden Gebirgen nie von ihren

Führern zu entfernen, und die Wunder der Natur, die sich ihnen hier offenbaren, mit Ernst und Ehrfurcht zu betrachten. Die Inschriften der andern beiden Seiten sind mit der der französischen Nation eigenen Großsprecherei dem Lobe des damaligen Herrn Präfekten geweiht, unter dessen Anleitung dieses Monument errichtet wurde, und der großen Nation, die hier, ohne besondern Anlaß dazu, als Beschützerin aller Künste und Wissenschaften, hoch gepriesen wird.

Servoz liegt in einem sehr freundlichen Thale, von hohen Bergen umgeben, die bis zur schwindelndsten Höhe mit Äckern und Alpenmatten bedeckt sind. Zwischen diesen schweben, gleich Schwalbennestern am Felsen haftend, kleine Sennenhütten, in denen die Hirten im Sommer wohnen, während ihre Kühe hier oben weiden. Ein rauschender Bergstrom, den man uns die Tosa oder Diosa nannte, strömt durch das Thal und treibt nahe an dem, für seine Lage recht guten Gasthofe eine Mühle. Dicht an derselben fanden wir ein freundliches, schattiges Plätzchen, wo wir uns einst-

weilen niederließen, und uns dann nach den beiden Savoyarden umsahen, die uns unterwegs so freundliche Hülfe geleistet hatten; doch leider waren sie verschwunden. Sie waren hier irgendwo in der Umgegend zu Hause, und der Anblick des väterlichen Hüttendachs hatte sie wahrscheinlich bewogen, uns ohne Abschied zu verlassen, und weder unsern Dank noch den wohlverdienten Lohn für ihre treuen Dienste abzuwarten.

Hier in Servoz fielen uns zuerst die entsetzlichen Kröpfe, von ungeheuerer Größe, besonders bei den Frauen auf, die beinah alle, mehr oder minder, von diesem Übel ergriffen zu seyn schienen. Indem wir diese Bemerkung machten, hörten wir zugleich, daß gerade in Servoz die unglücklichsten aller Wesen, die Cretins, einheimisch sind, die man, wenn gleich in geringerer Anzahl, von hier an in allen Dörfern des Gebirges von Sovoyen antrifft. In Servoz lebt fast keine Familie, die nicht ein solches bedauernswürdiges Geschöpf in ihrer Mitte zählte, doch sind die Leute weit davon entfernt, dieses für ein Unglück zu

halten. Ein wohlthätiger Volksglaube lehrt sie, diese Armen als ein Glück verheißendes geheiligtes Wesen zu betrachten, sie nennen sie des Innocents. Niemand wagt, ihnen etwas zu Leide zu thun, oder sie zu verspotten. Der beste Platz am Feuer ist in der Hütte das Eigenthum der Cretins, für seine Bedürfnisse wird zuerst so reichlich als möglich gesorgt, und allen seinen Launen, seinen Eigenheiten, seinem Müßiggehen wird ohne Widerspruch nachgesehen. Man versicherte uns, mehrere Wochen nach der Geburt lasse sich der Cretin durchaus nicht von andern Kindern unterscheiden. Erst späterhin entwickelt sich der traurigste Verfall der edlern Natur des Menschen, der diese auf unbegreifliche Weise verwahrloseten Wesen tief unter die Thierheit herabsinken läßt.

Gleich hinter Servoz wird der Weg furchtbar und verdient es kaum, eine gebahnte Straße noch genannt zu werden. Steil ging es einen hohen Berg hinan, große Felsblöcke lagen überall zerstreut, zwischen denen wir uns hindurch winden mußten; über uns drohten noch höhere

waldige Berge, über welche die Schneegebirge zu uns herüber leuchteten; hart am schmalen Wege gähnte ein furchtbar tiefer Abgrund, aus dessen tiefster Tiefe, dem Auge kaum sichtbar, die reißend wilde Arve zu uns herauf donnerte. Jenseits des Abgrundes hoben noch höhere, wildere Felsenberge das zackige Haupt den Wolken zu. Doch alles, die Tannen auf den Felsen, das harte Gestein, den Abgrund selbst hatte der Hauch des Frühlings neubelebt, jugendlich geschmückt; aus jeder Felsspalte grünte und blühte und duftete der unendliche Reichthum der verschwenderisch gütigen Natur.

Der Weg führte steil hinab, um gleich darauf noch höher zu steigen, ein Waldstrom warf sich abermals über denselben, durch den ich getragen wurde, weil Felsenstücke das Fahren unsicher machten. So ging es fort in immerwährendem Höherklimmen, bis grünend, blühend wie ein Garten, das unaussprechlich liebliche Thal von Chamouny vor uns lag mit seinen Gletschern, seinen Gärten, seinen Hütten und Dörfern. An vielen

Stellen kaum eine halbe Viertelstunde breit, windet es sich vier französische Lieues lang zwischen den höchsten Bergen von Europa hindurch. Es ist das Land der Wunder; Sommer und Winter gehen hier Hand in Hand, Eisgletscher glänzen mitten in blumenreichen Wiesen, der Montblanc, der Dome du Gouté, der Buet, die in ewigem Eise starrenden Felsenspitzen, des Dru, du Midi, du Géant und noch Viele mehr stehen ganz nah in furchtbarer Hoheit rings umher; sie senden ihre krystallenen blitzenden Gletscher tief in das Thal hinab, und die minder hohen Berge an ihrem Fuße schmücken Wälder und Wiesen und Kornfelder im herrlichsten Gedeihen.

Im Gefühl unserer Freude, endlich am Ziele zu seyn, waren wir vom Wagen gestiegen; ergriffen von Entzücken über den unbeschreiblich erhabenen Anblick, der hier uns sich bot, standen wir da in tiefer Bewunderung der unermeßlichen Größe der Natur, und gerade an dieser Stelle drängte zugleich das Bild des Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sich uns recht schmerzlich entgegen.

Wir bemerkten in der Ferne eine sehr kleine wunderliche Gestalt, die in gerader Richtung, mit großen Sprüngen über Gräben und Hecken setzend, pfeilschnell auf uns zueilte; ehe wir uns dessen versahen, stand sie dicht vor uns. Es war ein Cretin, ein Wesen, dessen näheren Anblick unser guter Stern uns bis jetzt erspart hatte. Mit Entsetzen sahen wir das halb kindische, halb wilde Gesicht mit dem Ausdrucke gräßlich überspannter Heiterkeit uns entgegen grinsen, den verzerrten Blick der übermäßig großen, weit aus ihren Höhlen hervorstehenden Augen. Das Athmen der unglücklichen Kreatur war ein erschreckliches Schnauben, viele Schrite weit hörbar; schwer und tief, in mehreren Abtheilungen hing der gräuliche Kropf weit über die verschobene Brust hinab. Reden konnte das arme stumme Wesen nicht, es lag etwas Gebietendes in der wilden, durchaus nicht bittenden Geberde, mit der es ein Almosen von uns forderte. Als es erhalten hatte, was es verlangte, machte es einige wilde Freudensprünge,

zeigte mit der Hand nach den Bergen und verschwand eben so schnell, als es gekommen war.

Von nie gefühltem Grauen durchschauert, sahen wir wehmüthig ihm nach, und schritten dann über große Felsblöcke langsam vorwärts, abermals durch einen Waldstrom hindurch, der, vom Schneewasser angeschwollen, die Brücke fortgerissen hatte. Es war, als müßten gerade hier alle einander entgegengesetzten Gegenstände nachbarlich neben einander wohnen, denn wenige Schritte von dem Platze, wo jenes unglückliche Wesen uns verlassen hatte, trat eines der lieblichsten Geschöpfe auf uns zu, um uns einen Strauß duftender Alpenblumen zu überreichen, eine kaum sechzehnjährige Savoyardin, mit einem Gesichtchen weiß und roth, blühend wie die Blumen, die sie uns brachte. Die Landestracht von grobem braunem Wollenzeuge bezeichnete die anmuthigsten Formen, die schwarze Haube, die alle Savoyardinnen tragen, stand ihr allerliebst, die großen schwarzen Augen, mit den feingezogenen Augenbraunen darüber, lachten

freundlich unter dem runden, etwas schief gesetzten kleinen Strohhut hervor.

Das ganze schlanke Figürchen war ein Inbegriff von Grazie und Lieblichkeit, wie nur die Natur sie verleihen kann. Für die Blumen wollte das hübsche Kind die kleine Gabe nicht nehmen, die wir ihm boten, es war ihm einzig darum zu zu thun gewesen, uns fremde Leute in der Nähe zu sehen und als die ersten diesjährigen Reisenden in diesem Thale zu begrüßen.

Vollkommen durch diese anmuthige Erscheinung erheitert, bestiegen wir jetzt wieder unsern Char-à-banc und fuhren nun erst eigentlich in das Thal von Chamouny hinein, dem kleinem Gletscher von Taronay vorüber.

Es war der erste, den wir je erblickten. Mit Bewunderung betrachteten wir diese Eismassen mitten in dem blühenden Thale und hatten große Lust sie näher zu sehen. Doch unser Führer vertröstete uns auf den zweiten weit beträchtlichern Gletscher des Bossons, der uns auch bald darauf entgegen schimmerte. An einem aus dessen

Mitte entspringenden Bache machten wir Halt, der Gletscher schien uns seitwärts vom Wege ab, auf einer sanft sich erhebenden Wiese nahe an einem kleinen Tannenhügel, am Fuße eines unabsehbar hohen Berges in geringer Entfernung zu liegen. Wir wunderten uns daher nicht wenig, als Alexis von wenigstens zwei Stunden sprach, die wir zu diesem, uns so nahe und bequem scheinenden Spaziergange brauchen würden, und noch obendrein einen zweiten Führer mitnahm, der, bewaffnet mit seinem langen Alpenstocke, sich uns darbot. Auch ein paar jüngere Brüder dieses zweiten Führers, ebenfalls mit Alpenstöcken versehen, liefen mit; sie meinten, wir würden auf dem Wege ihre Hülfe wohl brauchen können. Auch uns wurden solche, mit eisernen Piken beschlagene Stöcke in die Hände gegeben. Alle diese Anstalten kamen uns sehr überflüssig vor, wir unterließen nicht, unter uns allerlei lustige Bemerkungen darüber zu machen, aber wir ließen sie uns ganz gelassen gefallen und die kleine Karavane setzte sich endlich in Bewegung.

Zuerst ging es mit raschen Schritten vorwärts über die Wiese hin, auf bequemem viel betretenem Pfade, der aber dennoch weit höher hinauf führte, als wir es uns gedacht hatten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie im Gebirge dem Bewohner der Ebene alles Augenmaß für Höhe und Entfernung verloren geht; der Weg wurde sehr steil, wir stiegen höher und höher, aber dem Gletscher schienen wir noch immer nicht näher zu kommen.

Mit großen Schritten stieg ich eilends voran; Alexis unterstützte mich und ermahnte mich dabei immerwährend, langsamer zu gehen, doch ich, im Vertrauen auf meine Kraft, achtete nicht darauf, bis diese mich plötzlich verließ. Mit einem Male fühlte ich mich gelähmt, so daß es mir unmöglich schien, nur noch einen Schritt zu thun, und mit einer höchst unangenehmen Empfindung sank ich athemlos, einer Ohnmacht nahe, zu Boden. Die beiden jungen Savoyarden hatten mit unsern Mänteln und Shawls sich beladen; alles, was von diesen bei der Hand war, ward über mich hingedeckt,

denn ich war sehr erhitzt, und obgleich es im Thale sehr warm war, so wehte hier doch von den Bergen eine schneidende Eisluft, kalt wie bei uns im Januar. Nach einigen Minuten, während denen man mich ruhig liegen ließ, bewährte sich an mir die wohlthätige stärkende Kraft der hohen Gebirgsluft; ich stand auf, so wenig ermüdet, als wäre ich eben erst vom Wagen gestiegen. Unsere Führer versicherten, daß alle Reisende, besonders Frauen, die nämliche Erfahrung machten wie ich, wenn sie zum ersten Male diese Berge bestiegen, und sich nicht entschließen könnten bergauf sehr langsam zu gehen und zuweilen einige Sekunden stille zu stehen. Ich befolgte von nun an diesen Rath und befand mich wohl dabei; der Weg wurde sehr steil und beschwerlich; in dem Tannenwäldchen, das oben die Wiese begrenzte, hatten die abgefallenen Nadeln der Bäume ihn so glatt gemacht, daß unsere Savoyarden mit ihren Piken uns kleine Stufen graben mußten, auf denen wir einigermaßen fußen konnten; doch Alexis, der mich führte, stand mit Hülfe seines Alpenstocks und der Eissporen

an seinen Schuhen fest wie ein Fels, und ich erreichte ohne weitere Beschwerde die Höhe.

Nie werde ich des zauberhaften Anblicks vergessen, als wir nun aus den Tannen hervortraten. Unzählige größere und kleinere Pyramiden vom reinsten Eis, am Fuße eines Schneegebirges, mit dessen wundersam geformten Spitzen und Zacken sie sich vermischten, thürmten sich vor uns auf, bis zu einer unglaublichen Höhe. Die Höhlen und Spalten des klaren Eises schimmerten im reinen Sapphirblau. Was wir je von crystallenen Feenschlössern gehört und geträumt hatten, schien sich hier zur Wirklichkeit gestalten zu wollen: denn große Tafeln vom reinsten, durchsichtigsten Eise lagen zwischen den Pyramiden aufgeschichtet über und nebeneinander, als erwarteten sie nur das Zauberwort des Magiers, um zu Hallen und Säulen eines stralenden Palastes sich zu ordnen. Nur ein breiter Gürtel von Steinen, wie man um alle Gletscher ihn findet, trennte diese blendende Pracht von dem grünen Teppich der Wiese. Der Gletscher des Bossons ist ein Abfluß des ewigen Ei-

ses, das den Montblanc bekleidet; die Steine, die ihn umgeben spült alljährlich der verrinnende Schnee aus Regionen herab, die selten oder nie der Fuß eines Menschen betrat; und der Geolog findet daher in ihnen oft seltne Beiträge für seine Wissenschaft, zu denen er sonst nie gelangen könnte.

Die Pracht und Schönheit der Aussicht hier oben machte jede Beschreibung unmöglich. Über uns der Montblanc, unter uns das blühende, bewohnte Thal, von der reißenden Arve durchströmt; rings umher die hohen Berge und Felsenspitzen, umhüllt in ewiges Eis. Wir stiegen zwischen den crystallenen Pyramiden hinauf, bis eine weite Eisfläche sich vor uns ausbreitete, über welche man gewöhnlich geht, um von der andern Seite des Berges wieder hinab in das Thal zu gelangen. Dichter Schnee verdeckte aber noch die vielfachen Höhlungen und Spalten des Eises, in die hinabzusinken unausbleiblicher Tod gewesen wäre; unsere Führer mochten es daher nicht wagen, uns hinüber gehen zu lassen. So wanderten wir wieder

auf demselben Wege hinab, den wir gekommen waren und langten drittehalb Stunden, nachdem wir ihn verlassen hatten, wieder bei unserem uns erwartenden Wagen an.

Beleuchtet von den letzten Stralen der sinkenden Sonne, rollten wir auf ganz ebenem Wege durch das reich angebaute wundervolle Thal, in welchem sechs Gletscher sich tief zu den blühenden Matten herabsenken.

Das Thal von Chamouny umschließt eine Menge einzelner zerstreut liegender Hütten nebst drei oder vier Dörfer, die aber alle sehr klein sind. Wir stiegen in le Prieuré, dem größten dieser Dörfer, bei Pierre Teinaz ab. Das patriarchalische Ansehen unsers Hauswirths, die gemüthliche Treuherzigkeit, mit der er uns willkommen hieß, nahmen uns gleich für ihn ein; seine Kinder und Enkel besorgten allein die Bedienung des netten reinlichen Hauses und beeiferten sich um die Wette, alles herbei zu schaffen, was zu unserer Erholung und Bequemlichkeit dienen konnte.

Überhaupt wurden die guten armen Savo-

yarden hier in dem Gebirge uns immer lieber, je mehr wir sie kennen lernten. Treue, Gutmüthigkeit, strenge Sittlichkeit sprachen in ihrem Betragen wie in ihren Zügen uns auf das erfreulichste an, besonders im Thale von Chamouny. Das anständige Benehmen sowohl, als die verständigen Bemerkungen der drei jungen Savoyarden, die uns am Eingange in dasselbe zu dem Gletscher des Bossons geleitet hatten, bildete mit ihrer armseligen Kleidung von brauner Wolle einen fast eben so auffallenden Abstand, als der Gletscher selbst mit den grünen Tannen, die er berührt; und auch in Hinsicht der edleren, höheren Gestalt unterscheiden die Einwohner von Chamouny sich auffallend von denen der übrigen Thäler in diesem Gebirge. Der Cretins gibt es nur wenige hier; auch die Kröpfe sind seltener, was um so mehr uns wunderte, da auch hier alle Quellen Schneewasser mit sich führen und das Thal weit höher liegt als alle andere.

Wir begegneten nur wenigen und meistens nur alten Frauen, die durch Kröpfe entstellt wa-

ren, aber vielen Mädchen von auffallender Schönheit. Die Männer sind meistens groß und rüstig; die Gemsenjagd, der sie eifrig nachgehen, lehrt sie körperliche Gewandheit mit großer Geistesgegenwart verbinden, die sie nicht leicht in Gefahren untergehen läßt. Vor allem aber erfreute uns ihre unverstellte herzliche Zufriedenheit bei wirklich großer Armuth und ihre neidlose Gutmüthigkeit. Mehrere Einwohner des Orts kamen bald nach unserer Ankunft zu uns, um Alpenpflanzen, Gemsenhörner, Crystallstufen und seltene Steine uns zum Verkauf anzubieten, doch keiner schien unzufrieden, wenn wir seinem Nachbar mehr abkauften als ihm; alle bestrebten sich im Gegentheil, unsere Aufmerksamkeit mehr auf das zu richten, was andere uns boten, als auf das, was sie selbst uns gebracht hatten. Am rührendsten aber war mir die Antwort eines jungen Mädchens auf meine Frage: ob in ihrem Dorfe viele ganz arme Leute lebten, die von Almosen sich nähren müßten? Sie sah mich eine Weile groß an, als könne sie nicht begreifen, was ich wohl meinen möge. „Arm sind

wir alle," sprach sie endlich mit freundlichem Lächeln, „aber Unglückliche gibt es nicht unter uns."

Wirklich haben wir in Chamouny keinem Bettler begegnet; ein Hirtenknabe, der einen unzugänglich scheinenden Felsen erkletterte, um mir ein paar schöne Blumen zu holen, schämte sich sogar so, daß er über und über roth wurde, als ich für seine Mühe ihm Geld geben wollte, und ließ sich durchaus nicht bewegen es zu nehmen. In der eigentlichen Schweiz fanden wir das späterhin anders.

Ein paar Stunden nach unserer Ankunft stellten sich bei uns mehrere der erfahrensten Führer aus dieser Gegend ein, die von unserem Vorsatze gehört hatten, am folgenden Morgen den Montanvert zu besteigen; sie hielten einen großen Rath unter sich, zu dem auch Alexis gezogen wurde, und entschieden endlich, daß wir der frühen Jahreszeit wegen, diesen Gedanken aufgeben müßten. Der Gipfel des Berges, sagten sie uns, sey noch mit tiefem Schnee bedeckt, und noch immer sänken Lawinen auf ihm nieder, denen ein erfahrner

Führer zwar ausweichen könne, aber doch ohne Noth es nicht wagen dürfe, sich und seine Reisenden der Gefahr auszusetzen, unter ihnen lebendig begraben zu werden. Alle riethen uns einstimmig einen niedrigern Berg, den Chapeau anstatt des Montanvert zu wählen, von welchem wir ebenfalls, wie auf letzterem, einen großen Theil des, zwischen beiden sich hinziehenden Eismeers übersehen könnten, so wie auch die Kette der höchsten Schneegebirge. Auch rieth man uns, bei der Rückkehr von jenem Berge noch die Quelle des Arveiror zu besuchen. Wir nahmen diesen Rath an und ergaben uns um so getrösteter den anständigen Gründen dieser erfahrnen Männer, da sie uns obendrein die Versicherung gaben, daß wir bei dem Tausche an Genuß weniger verlören, als wir wohl denken mochten, und dennoch vielleicht bedeutenden Gefahren, gewiß aber großer Mühseligkeit aus dem Wege gingen.

Das Rauschen der nahe am Hause vorüberströmenden Arve wiegte uns in tiefen erquickenden Schlaf, nachdem wir von unserm Fenster aus bis

spät in die Nacht hinein uns am hell leuchtenden Montblanc und der unbeschreiblichen, vom Mondschein verklärten Aussicht erfreut hatten. Früh Morgens stand unser Char-à-banc wieder bereit, neben ihm ein Sohn unsres Hauswirthes, Victor Teinaz, der unser Führer seyn sollte, ein junger rüstiger Gemsenjäger von riesenhaftem Ansehen, dessen Anblick allein schon Muth machen mußte, die gefährlichsten Abentheuer unter seinem Schutze zu wagen. Alexis schritt dem Zuge voran. Mit dem langen Alpenstocke und einem ledernen Knappsack auf dem Rücken, in welchem Wein und Lebensmittel waren, sah die etwas ältliche, ein wenig gedrückte Figur einem Berggeiste nicht unähnlich. So ging es fort das liebliche Thal hinauf, das jetzt im Morgenlichte uns noch schöner erschien als am vergangenen Abende.

Nach einer kleinen Stunde mußten wir absteigen und der Char-à-banc blieb zurück. Unsere beiden Thiere wurden nun gesattelt, für mich hatte Victor einen recht guten Damensattel mitgebracht, der auf das Maulthier gelegt wurde. Da saß ich

denn, zum ersten Mal in meinem Leben, Hochoben auf dem großen Thiere; es mochte wohl seine eigenen Gedanken von seiner Reiterin hegen, wenigstens bewegte es in einem fort die langen Ohren recht bedenklich. Doch die Reiterei ging besser von statten als ich es erwartet hatte; ich sah von aufmerksamen, rüstigen Männern mich umgeben und wurde im Vertrauen auf sie, selbst dann nicht muthlos, als der Weg immer höher, zuletzt fast senkrecht bergauf führte, und mein Thier immerfort darauf bestand, hart am Rande der Abgründe zu gehen, die schwarz und fürchterlich zur Seite des Weges uns drohten.

Victor Teinaz ging neben mir her, und sein treuherziges Gespräch, seine Erzählungen von der Gemsenjagd unterhielten mich sehr. Endlich fragte er mich recht ernstlich: ob es denn wirklich ein Land gäbe, das Holland hieße, wo weit und breit kein Wald, kein Gletscher, nicht einmal ein Berg zu sehen wäre, nur lauter grüne Matten, in denen die Kühe bis an den Hals in hohem Grase weideten, und ganz stille stehende Gewässer, glatt

wie ein Spiegel? Diese lebhafte Erinnerung an jenes flache Land, mitten in diesem Gebirge ergriff mich selbst auf eine ganz seltsame Weise; indessen ich beantwortete Victors Fragen, und suchte dabei, so gut es anging, seine Begriffe von jenem Lande zu vervollständigen. Mein Gemsenjäger hörte mir zu, wie wir einem Weitgereisten zuhören würden, der vom Chimborasso oder vom Falle des Niagara, den er gesehen, uns erzählte; seine Verwunderung steigerte sich immer höher, seine Phantasie arbeitete sichtbar, die Bilder, die ich ihr vorlegte, aufzufassen; endlich meinte er: Holland müsse doch das herrlichste und wunderbarste Land seyn, und sein sehnlichster Wunsch wäre, nur einmal es zu sehen. Vergebens suchte ich ihn eines andern zu überzeugen, er blieb dabei und meinte nur, es wäre traurig, daß es dort nicht auch Gemsen geben könne. So verändert der Standpunkt, auf dem wir stehen, unsere Ansichten wie unsere Wünsche.

Wir waren etwa eine Stunde lang immer bergauf geritten, als der Weg so steil wurde, daß

wir uns genöthigt sahen, abzusteigen, unsere Thiere zurück zu lassen und den Berg vollends zu Fuße zu erklimmen. Bis wir dem höchsten Gipfel desselben uns nahten, war er mit einzelnen Tannen bedeckt, zwischen denen ein grüner Teppich mit den schönsten Alpenblumen prangend sich ausbreitete. Schon im Thale hatten wir die reiche Vegetation desselben, in einer Höhe von dreitausend ein hundert und achtundsechzig Fuß über dem Meere bewundert, die überschwenglich große Menge und Schönheit der wilden Blumen, die vielen uns zum Theil bis jetzt unbekannt gebliebenen, blühenden Gesträuche, den ganzen Reichthum der Natur, ihre unendliche Pracht in den kleinsten wie in den erhabensten Gegenständen, rings um uns her.

Im Hohersteigen kamen wir an einer vom Felsen herabstürzenden Quelle vorüber, und weiterhin bedeckte eine hier kürzlich gefallene Lawine eine ziemlich Strecke unsers Weges mit tiefem lockern Schnee, durch den wir nicht ohne Beschwerde uns Bahn machen mußten. Die höchsten Gebirge, in ihrem blendend weißen ewigen

Wintergewande standen rings umher, uns ganz nahe; Lawinen fielen in den wilden, mit nie zerrinnenden Schnee bedeckten Thälern; mächtige Eisblöcke sanken von den höchsten Gebirgen in nie von einem menschlichen Fuße betretene Klüfte herab; wir sahen sie nicht, aber wir hörten das erschütternde Krachen in verborgenen Thälern von Eis, und der Wiederhall im Gebirge wiederholte den Schall so, daß es lautem Donner gleich von einem Berge zum andern feierlich ertönte.

Von unserm hohen Standpunkte aus erblickten wir unter uns, mitten in dieser starren Pracht eine kleine grüne Alpenwiese, auf dem Gipfel eines steilen, nicht unbeträchtlichen Felsen, und einen Hirtenknaben mit seinem Hunde, der seine kleine Heerde Schaafe dort grasen ließ. Während wir mit unserm Fernrohre die liebliche Idylle betrachteten, nahete eines der Lämmer dem steilen Rande des tiefen Abgrundes und stürzte vor unsern Augen zerschmettert in die Tiefe. Wir schauderten; das Bild des Untergangs von so manchem, der in dieser Einöde den Tod fand, stieg in furchtbarer

Deutlichkeit vor uns auf; mit Hülfe unsers Glases sahen wir, wie der arme Knabe, fast verzweifelnd, es umsonst versuchte, in die Tiefe hinab zu klimmen, und sein treuer Hund ängstlich um ihn her sprang. Die weite Entfernung erlaubte uns nicht, ihn durch eine Gabe zu beruhigen, nicht einmal ein tröstender Ruf konnte bis zu ihm dringen, und tief erschüttert wandten wir uns ab.

Im Weitergehen entdeckte unseres Gemsenjägers scharfer Blick eine Crystallstufe, eine sehr seltene Erscheinung auf einem Berge von dieser unbeträchtlichen Höhe. Vermuthlich hatte sie eine Lawine vor langen Jahren vom Gipfel der höchsten Gebirge herunter gespült. Während die andern sich geschäftig abmühten, den glänzenden Fund mit ihren Piken herauszuarbeiten, ruhte ich auf einem, mit weichem Moose bedeckten Felsenstück und horchte auf das feierliche Donnern der Lawinen, das noch immer das Gebirge durchhallte. Die hohen Berge wurden stralender, je mehr die Sonne dem Mittage sich näherte. Hoch aus tiefblauer Luft leuchteten neben dem Montblanc der

röthlich schimmernde Dru, der hohe schlanke Obelisk du Géant, der Jorasse, der Tacul, der Talêfre, die Aiguille du midi, das ganze Reich dieser mit unvergänglichem Eise umpanzerten Titanenwelt. Alexis nannte mir ihre Namen und zeigte mir die Stelle, wo vor einigen Jahren der muthige Naturforscher la Saussure sechzehn Tage am Col du Géant verweilte. Mit Hülfe meines Fernrohrs glaubte ich noch auf dem blendend weißen Schnee einen kleinen dunkeln Punkt zu entdecken, an der Stelle, wo er in einer Höhe von zehntausend fünfhundert und acht und siebenzig Fuß über dem Meere sich eine bretterne Hütte erbaut hatte. Sechzehn Führer stiegen in der Zeit abwechselnd, zum Theil mit Hülfe von Leitern und Stricken zu ihm; doch keiner vermochte wie er, alle die langen Tage und Nächte in dieser entsetzlichen Einöde auszudauern, der schneidenden Kälte zu trotzen und den erhabensten, aber auch furchtbarsten Erscheinungen der Natur sich muthig gegenüber zu stellen.

Während ich mit diesen Betrachtungen mich

beschäftigte, hatten meine Begleiter die Crystallstufe glücklich zu Tage gefördert, und wir erstiegen nun vollends den Gipfel des Berges. Die Aussicht auf das, in ewigem Eise erstarrte Gebirge gewann hier oben bedeutend an Umfang; das eben so ewige Eismeer, von dem wir hier eine große Strecke übersahen, wand zwischen ihnen sich hin, und der ferne Donner der Lawinen unterbrach von Zeit zu Zeit das lautlose Schweigen dieses weiten starren Grabes, dieses Tempels des ewigen Schweigens, wo nie ein warmer Hauch des Lebens wohnen kann. Der Anblick dieses größten aller bekannten Gletscher, seiner ungeheuern Eisblöcke, seiner gewaltigen Pyramiden ist über alle Beschreibung erhaben und prachtvoll; Höhlen und Spalten in dem reinen blitzenden Eise prangen auch hier mit dem herrlichsten Blau; er gleicht der Form nach wirklich dem aufgeregten Meere, wie man, im wilden Kampfe durch ein Zauberwort plötzlich erstarrt und gefesselt, es sich denken könnte. Drei französische Lieus weit zieht das Eismeer zwischen den höchsten Gebirgen sich

hin, bis es in zwei Arme sich theilt, was man vom Montanvert aus deutlich soll sehen können. Beide ziehen noch mehrere Stunden weit sich zwischen dem Gebirge hin.

Wir weilten lange dort oben, gefesselt von dem erhabenen, fast überwältigenden Anblicke; die Luft war mild, unerachtet der gewaltigen Eismassen rings um uns her. Immer noch donnerten die Lawinen im fernen weiten Gebirge, eine derselben stürzte gerade vor uns von einem der höchsten Gipfel herab; der Schnee fiel nicht in großen Massen, wie wir es uns gedacht hatten, er glich mehr einem dichten Schneegestöber, einer Cascade von Eis, die in Flocken zerstäubt. Der Fall der Lawine war groß und mächtig genug, ein Haus wegzureißen, oder auch uns alle zu begraben, wenn wir in ihrem Wege gestanden hätten, obgleich sie, zufolge der Versicherungen unserer Führer, zu den kleinsten gehörte.

Endlich stiegen wir den Chapeau wieder hinab. Wir fanden unsere Thiere noch an der Stelle, wo wir sie gelassen hatten und ritten

nun auf einer andern Seite des Berges hinunter, der Quelle des Arveiron zu. Auf diesem Wege ward das schmale, tief verborgene kleine Thal von Argentière uns sichtbar. Es grenzt an das von Chamouny, und liegt mit seinen Hütten, seinen Feldern und Matten, seinen blühenden Hecken, eingeklemmt zwischen hohen Bergen, gleich einem Nothhafen da, in welchem ein auf den unruhigen Wogen des Lebens Müdegetriebner das Einzige finden könnte, was er noch bedarf; Ruhe und einsame stille Abgeschiedenheit von der Welt.

Unser Pfad wurde allmählig sehr schmal; überall lagen große Steine, standen einzelne Tannenbäume, denen wir auf unsern Thieren nicht auszuweichen vermochten; wir stiegen also wieder ab und gingen zu Fuße. Über große Felsenblöcke weg mußten wir klettern, durch wilde Bäche mußten wir, die von den Bergen strömten; endlich langten wir, nach mancher überstandenen Mühseligkeit, am Fuße des mächtigen Gletschers des Bois an, der eigentlich einen Theil des Eismeeres

ausmacht, das hier in ihm sich dem Thale von Chamouny zusenkt.

Fast überwältigte uns die schauerliche Pracht der wilden romantischen Einöde, in der wir jetzt uns befanden. Wir standen vor einem hohen Berge von reinem Eise, wunderbare Zackengebilde ragten aus ihm hervor, weite Spalten und Höhlen, alle im reinsten Blau prangend, schienen in das Innere desselben zu führen, und aus seiner Mitte quoll mit lautem donnernden Brausen der Arveiron hervor, mit schäumender rasender Wuth über große Felsblöcke hin, der Arve zutobend, in die er unten im Thale nach kurzem Laufe sich hinabstürzt. Die große Eismasse vor uns bildete einen Halbkreis, über welchem die höchsten Gebirge himmelan starrten. Fast jede Spur des Lebens war verschwunden, wir sahen nichts um uns als Schnee, Eis und öde unfruchtbare Felsen, die zum Theil, in große Massen zerstreut, umherlagen; wir hörten nichts als den donnernden Arveiron.

Wenn die Sonne am heißesten glüht, bildet sich in diesem Eisberge alljährlich eine Höhle, die

wir jetzt im Beginnen sahen, die aber im hohen Sommer zu einer weiten, hohen, prachtvollen Eisgrotte sich ausdehnt. Im Spätherbste sinkt immer ein gewaltiger Eisblock von der Höhe, der mit eintretendem Frost sich so vergrößert, daß er ihren Eingang auf ewig verschließt; denn diese Höhle erscheint alle Jahre an einer andern Stelle des Eisberges, so erzählte mir unser Führer. Diese Höhle ist der Eingang zum Eispalaste des Winters; sobald es ihm gelungen ist, den schönen Sommer zu besiegen, hält er seinen Feind hier gefangen und verschließt sorgfältig den Eingang zu seiner schaurigen Wohnung; doch der junge Frühling vermag es dennoch, die starren Crystallwände zu zertrümmern, sein stärkerer Bruder hilft ihm von innen, er tritt hervor, und beide gehen dann in diesem lieblichen Thale immer ungetrennt Hand in Hand, so lange die kurze Zeit währet, in der es ihnen erlaubt, hier zu weilen.

Auch hier mußten wir die Erzählung eines schaurigen Ereignisses hören, das zwei Jahre früher auf dieser nämlichen Stelle sich begab; und

abermals beweist, wie gefährlich es sey, ohne sachkundige Führer dieses Gebirge zu betreten. Ein junger Mann, aus Genf gebürtig, in Holland etablirt, war während eines Besuchs bei seinem Vater mit diesem, seinen Oheim und einem Freunde nach Chamouny gekommen. Letzterer war schon früher in diesem Thale gewesen; er führte die andern auf dem nächsten ziemlich bequemen Wege von le Prieuré hieher, um ihnen die Quelle des Arveiron zu zeigen. Sie kamen auf den Einfall, hier Pistolen abzufeuern, um an dem Wiederhalle sich zu erfreuen; kein mit der dabei obwaltenden Gefahr Bekannter war in der Nähe, um sie davon abzuhalten. Ein ungeheurer Eisblock löste, von dem Knalle erschüttert, sich los, fiel in den Arveiron und hemmte dessen tobende Fluthen, so daß diese plötzlich stille standen. Die Fremden traten dicht an das Ufer, um dieses Schauspiel näher zu betrachten, in diesem Moment stürzte ein zweiter Eisblock dem ersten nach und riß den Jüngling hinab, in die jetzt gewaltsamer als je wieder aufbrausende Fluth. Vater und Oheim, die ihn

halten wollten, blieben mit zerschmetterten Beinen am Ufer liegen; und die furchtbar entstellte Leiche des Unglücklichen ward erst tief unten im Thal in den Wellen der Arve gefunden.

Auf ziemlich ebenem Wege kehrten wir nach le Prieuré zurück. Wir wanderten in einiger Entfernung an dem Dörfchen des Bois vorüber, von welchem der Gletscher den Namen führt, und die Einwohner desselben kamen zum Theil heraus, um uns mit der, den Bewohnern des Thals von Chamouny eigenen Treuherzigkeit zu begrüßen.

Unter ihnen fielen zwei Gestalten mit großen, tief ins Gesicht gedrückten Strohhüten uns auf, die weit kleiner und schmächtiger aussahen als die übrigen. Es waren zwei vollkommen farblose Albinos, weiß wie der Schnee auf den Bergen, mit starken, von Natur weißen, nicht vom Alter gebleichten Haaren, Augenbraunen und Augenwimpern, und Augen rubinroth-glänzend, dem Kaninchen gleich, mit welchen sie am Tage wenig sehen, aber Abends, wenn die Dämmerung eintritt, auch die kleinsten Gegenstände zu unterscheiden vermoch-

ten. Ihre Erscheinung hatte durchaus nichts widerwärtiges, wohl aber etwas sonderbar geisterartiges. Sie begrüßten mich zu meinem Erstaunen in recht gutem Englisch, als ich mich ihnen näherte, weil sie für eine Engländerin mich halten mochten, und ich ließ mich gern in ein Gespräch mit ihnen ein. Beide hier geboren und Zwillingsbrüder waren die Armen vom frühen Knabenalter an zuerst, dreizehn Jahre lang gezwungen, dann, um für sich etwas zu erwerben, durch halb Europa gezogen, um sich für Geld sehen zu lassen. In England hatten sie am längsten sich aufgehalten; und ich erinnerte mich deutlich, sie vor mehrern Jahren auf einer früheren Reise nach jener Insel, in Astley's Theater gesehen zu haben, wo sie mein Mitleid erregten, weil die helle Erleuchtung auf der Bühne ihnen sichtlich wehe that.

Bei der Schwäche ihres Gesichts am Tage war ihnen ihr erspartes Geld mehrere Male entwendet worden, und als sie wieder eine kleine Summe zusammengebracht hatten, mit der sie in ihr Vaterland zurück zu kehren gedachten, zwang sie die

in Frankreich ausgebrochene Revolution, in England zu bleiben. Sie mußten ihren armen kleinen mit unsäglicher Aufopferung gesammelten Schatz dort verzehren, denn zuletzt verlangte niemand mehr sie zu sehen. Endlich aber hatten sie doch den Heimweg gefunden. Unzertrennlich, bei gleich großer Armuth und Zufriedenheit, lebten sie jetzt seit einigen Jahren in ihrer, vom Vater ererbten Hütte, arbeiteten bei Nacht auf ihrem kleinen Felde, schliefen meistens am Tage, hatten ihr ehemaliges Elend verschmerzt und die weite Welt sammt den lampenhellen Theaterbretern fast vergessen. Alles, was sie sprachen, war verständig und bescheiden; nur ihr Äußeres unterschied sie von den übrigen Bewohnern dieses Thales, denen ihr Vater und ihre Mutter ebenfalls vollkommen ähnlich gewesen waren, wie man uns versicherte.

Nach einer Abwesenheit von beinahe zehn Stunden langten wir wieder im Hause des alten braven Pierre Teinaz an, weniger ermüdet, als sonst nach einem kurzen Spaziergange von zwei Stunden in der Ebene. Wir glaubten dieses nicht

nur der stärkenden Gebirgsluft verdanken zu müssen und der immer wechselnden Bewegung des Auf- und Absteigens, des Reitens und Fahrens, sondern auch der erhebenden, erfreuenden Aufregung unsers Gemüths, das in wohlthätiger Wechselwirkung auch den Körper aufrecht hielt.

Später gegen Abend ließen wir uns noch in Victors Begleitung durch das freundliche Dörfchen führen, vorüber der hübschen kleinen Kirche, neben welcher der Geistliche wohnt, der ehemals die Reisenden in seiner Hütte gastlich empfing, ehe ihre zu große Anzahl die Errichtung von drei Gasthöfen im Dorfe nöthig machte, dessen bedeutendster noch immer der ist, in welchem wir unsere Wohnung aufgeschlagen hatten. Wie auf einem, mit Blumen reichgestickten Teppiche stiegen wir dann noch den Abhang eines Berges hinauf, über welchem Tannenwälder und hohe Felsen sich erhoben. Hier konnten wir die ganze undenkbare Höhe und Größe des Montblanc bis zum höchsten Gipfel desselben überblicken, der sonst durch eine Täuschung des Auges sich hinter dem Dôme

du gouter verbirgt und diesen für jenen ansehen läßt. Schon ging der Vollmond auf, als wir wieder hinab in das Thal stiegen. Im Vorübergehen besuchten wir noch in seiner Hütte den alten Führer Jakob Balma, der in Chamouny hoch geehrt wird, weil er der erste ist, dem es nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, im Jahre 1786 den Gipfel des Montblanc zu erreichen. Sein Begleiter war damals der Apotheker des Orts gewesen, und der unermüdliche la Saussure folgte ihnen im nächsten Jahre zuerst auf jene bis dahin unerstiegene Höhe.

Von Balma's Hütte gingen wir zu der des Michely Parcard. Dieser Savoyarde, wegen seiner Kenntnisse, seiner Erfahrung und seines vielfach bewiesenen Muthes ebenfalls bekannt und berühmt, zeigte uns seine Sammlung von seltenen Steinarten und Crystallen, die er während seiner vielfachen Wanderungen auf den höchsten Gebirgen mit großer Auswahl und vieler Sachkenntniß zusammengebracht hatte. Auch sahen wir bei ihm einige ausgestopfte Gemsen und einen Steinbock

mit einem gewaltigen Hörnerpaare, den er in seiner Jugend, als rüstiger Gemsenjäger, erlegt hatte. Dieses schöne aber sehr scheue Thier wird in diesen Gebirgen mit jedem Jahre seltener. Nur wenige Menschen können sich rühmen, von ferne eines gesehen zu haben, und bald wird es nur zu den Schöpfungen einer frühern Zeit gezählt werden und bloß in der Mährchenwelt noch leben.

Der Mond schien hell; der Montblanc leuchtete erst rosenroth, dann in Purpur gekleidet, dann silbern glänzend, wie am vorigen Abend; doch schwere Wolken hingen tief in das Thal herab, als wir am Morgen gestärkt vom ruhigsten Schlummer wieder erwachten, und dichte Nebel lagen, sie verschleiernd, auf allen Bergen. Dennoch mußten wir die Rückreise nach Genf antreten, wenn wir nicht unsere zurückgebliebenen Freunde in die peinigendste Sorge um uns versetzen wollten. Kaum waren wir eine Stunde weit von Chamouny entfernt, als ein dichter feiner Regen fiel, der ohne große Unterbrechung den ganzen Tag über an-

hielt. Alle die gefährlichen, jetzt obendrein schlüpfrig gewordenen Wege, alle die tobenden Waldströme, mußten wir jetzt bald zu Fuß, bald zu Pferde, bald von dem unermüdlichen Alexis getragen, zurücklegen, und, wenn es vortrefflich ging, auf dem Char-à-banc, dessen niedrige Räder uns reichlich besprützten. In sehr trauriger Gestalt, durchnäßt bis auf die Knochen, aber doch übrigens wohlbehalten und guthes Muthes, langten wir spät Abends in Sallenches wieder an, wo unser aus Genf zuzückgekehrter Wagen uns schon erwartete. Unsere auf dem Char-à-banc mitgenommene Garderobe war leider nicht trockner als wir selbst; doch ein gutes Kaminfeuer und die Pflege und Sorgfalt unserer verständigen Wirthin in Sallenches, halfen über diese Unbequemlichkeit uns leicht hinweg. Ohne die mindesten schädlichen Folgen derselben zu empfinden, kehrten wir am nächsten Tage, vom schönsten Wetter begünstigt, wieder nach Genf zurück und setzten wenige Tage später von dort aus unsere Reise durch die Schweiz weiter fort.

Hier in Genf sey der Punkt, wo ich von dem Leser scheide, der mich freundlich bis dahin begleitete. Was von jenem wundervollen Lande der Schweiz geschrieben und gesagt werden kann, ist schon zu oft und zum Theil meisterhaft gesagt und geschrieben. Alles, was ich noch hinzufügen könnte, läßt in die wenigen Worte sich fassen: komm und siehe das Unbeschreibbare.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny

Bd.: 2

Leipzig 1824

It.sing. 1436 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469182-8